Spektrum DER WISSENSCHAFT SPEZIAL

ARCHÄOLOGIE · GESCHICHTE · KULTUR

Spektrum DER WISSENSCHAFT
SPEZIAL ARCHÄOLOGIE · GESCHICHTE · KULTUR 2/14

Das frühe Rom

Aufstieg zur Weltmacht



ETRUSKER

Die heiligen Bücher der Priester

ROM

Aufstand der Plebejer

HISPANIEN

Roms blutiger Kampf gegen die Keltiberer

€ 8,90 (D) · € 9,70 (A) · € 10,– (L) · sFr. 17,40
63547
02
4 198306 908901

www.spektrum.de



Klaus-Dieter Linsmeier
Redakteur dieser Ausgabe

Expansion als Staatsdoktrin

Ein Brudermord überschattet die Gründung Roms: Romulus erschlägt seinen Bruder Remus, weil der Roms erste Mauer – wohl eher ein Mäuerchen – verspottet und darüber springt. Zu dieser Zeit waren sich die Geschwister längst nicht mehr grün, aus dem gemeinsamen Vorhaben war ein Zwist entstanden, den zunächst die Götter via Vogelflugorakel zu Gunsten des Romulus entschieden.

Dass Remus sich nicht dreinschicken will, mit dem bekannten, schon in der Antike kontrovers diskutierten Ende, hat für Althistoriker sein Gutes. Denn die überlieferten Begleitumstände bergen Hinweise auf Roms Anfänge im 8. Jahrhundert v. Chr. Dass Romulus mit dem Pflug eine Furche um das Baugebiet zog, schlägt beispielsweise eine Brücke zur benachbarten etruskischen Kultur, wo dergleichen ein festes Ritual war. Den Willen der Götter aus dem Auftauchen und Verhalten bestimmter Vögel zu deuten war etruskisches Knowhow.

Forscher, die in die Frühgeschichte der Stadt auf den sieben Hügeln eintauchen, finden sich schnell in einem Italien wieder, in dem diverse Ethnien mal im friedlichen Austausch, mal im Krieg miteinander leben: Etrusker, Griechen, Kelten, Latiner, Lukaner, Picener und, und, und. Man tauschte Rohstoffe und Waffen, Luxusgüter und Ideen bis hin zu religiösen Vorstellungen.

Doch kaum hatten die Römer ihren letzten König vertrieben und eine Republik begründet, griffen sie vermehrt in fremdes Gebiet aus. Aus Nachbarn wurden Bundesgenossen – mal mehr, mal weniger freiwillig. Und die Expansion nahm Fahrt auf, wurde zum politischen Programm. In erbitterten Kriegen bezwangen die Römer den Erzfeind Karthago, setzten sich in Spanien und im östlichen Mittelmeerraum fest. Vielleicht fehlte es anderen Völkern an Ehrgeiz, es den Römern gleichzutun, vielleicht besaßen sie nicht ihr Geschick, zur richtigen Zeit Allianzen zu bilden und ebenso zur richtigen Zeit ihre Armee in Gang zu setzen.

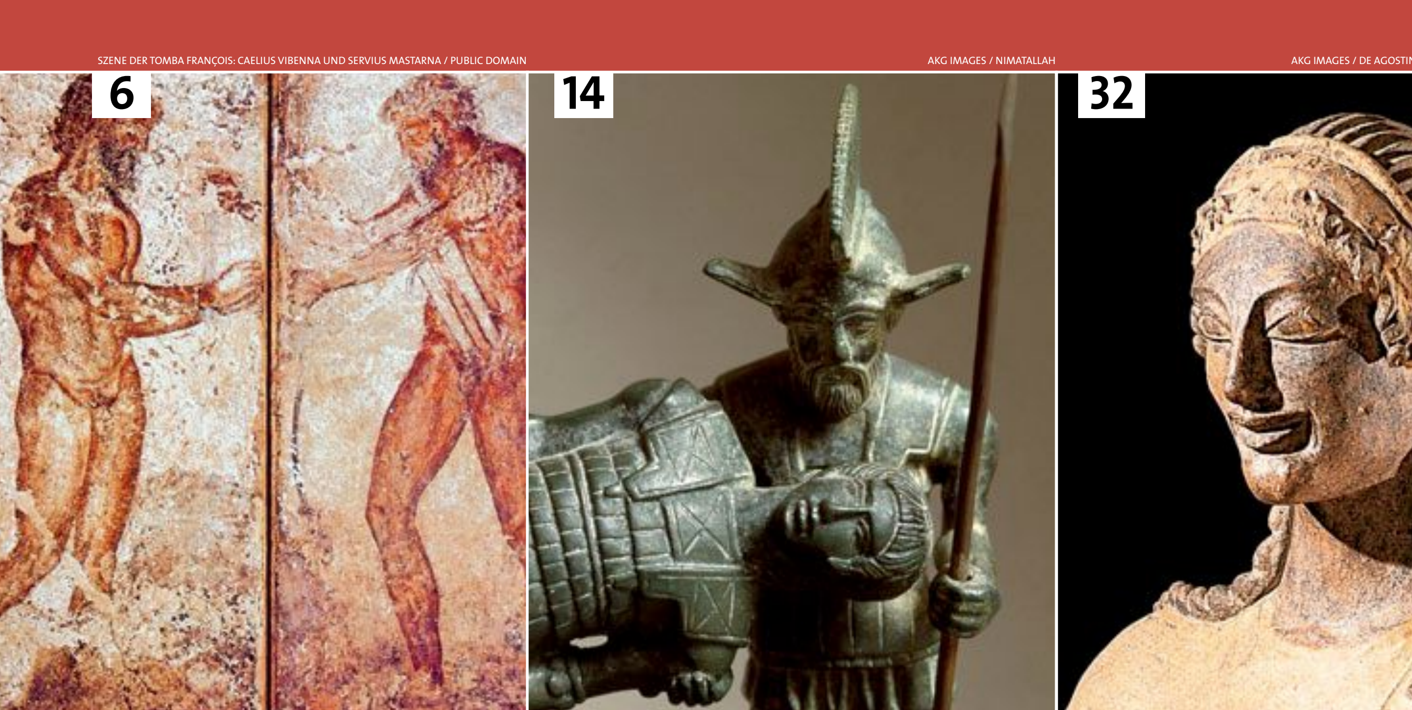
Freilich kosteten die Eroberungen einen hohen Blutzoll. Diese Verluste wiederum sollten die Gesellschaft verändern, insbesondere den unteren Schichten der Plebejer mehr politische Rechte einräumen, mussten vor allem sie doch Leib und Leben in den Dienst Roms stellen. Als schließlich das Ende der Republik in der Person Gaius Julius Cäsars herannahte, erinnerte dessen Gegner Marcus Tullius Cicero an den Gründervater Romulus: So verhasst sei der Brudermörder und erste König gewesen, dass ihn die Senatoren grausam umbrachten. Falls Cäsar von diesen Anspielungen auf seine Person erfuhr, schenkte er ihnen offenbar zu wenig Beachtung.

Spannende Lektüre wünscht

Klaus-Dieter Linsmeier

INHALT

SZENE DER TOMBA FRANÇOIS: CAELIUS VIBENNA UND SERVIUS MASTARNA / PUBLIC DOMAIN | AKG IMAGES / NIMATALLAH | AKG IMAGES / DE AGOSTINI PICTURE LIBRARY



GETTY IMAGES / DE AGOSTINI PICTURE LIBRARY



DREAMSTIME / NANISUB



Antike Seemacht

Die Phönizier waren Meister im Handel zur See. Einzig die Kolonie Karthago nutzte ihre Flotte auch als Kriegsmaschine.

Wohnen wie ein Krieger

Das Oppidum Numantia war eine Hochburg des hispanischen Widerstands gegen die römischen Besatzer – und ist heutzutage eine Schatzkiste für die archäologische Erforschung der so genannten Keltiberer. Auf gut zu verteidigenden Hügeln bauten sie mächtige Städte und wohnten in Steinhäusern.

NACHBARN IM MITTELMEERRAUM

Titelmotiv: Scala Florenz

Die »Kapitolinische Wölfin« stellt den Gründungsmythos Roms bildlich dar: In der Wildnis ausgesetzt, werden Romulus und Remus von ihr aufgezogen. Die lebensgroße Bronzefigur gilt heutzutage als Sinnbild des Imperium Romanum, wurde aber vermutlich erst Jahrhunderte nach dem Untergang des Reichs gefertigt.

MYTHEN

Brudermord und Fremdherrschaft

Glaubt man den Legenden, überschatteten Mord und Betrug die Gründung Roms. Forscher gehen nun davon aus, dass die Stadt am Tiber noch eine weitere Leiche im Keller hatte: Der hochverehrte König Servius Tullius kam wohl ebenfalls durch einen Mord an die Macht – und war vielleicht Etrusker.

Von Charlotte Schubert

Auch Rom wurde nicht an einem Tag erbaut, so lautet ein deutsches Sprichwort. Wie lange es aber nun dauerte und ab wann die Siedlung am Tiber als Stadt in die Geschichte eintrat, darüber herrscht rege Diskussion unter Experten. War es ein langsames Zusammenwachsen verschiedener Siedlungen, was die meisten von ihnen glauben? Oder stand doch ein regelrechter Gründungsakt am Beginn, so wie ihn der Mythos von den Zwillingen Romulus und Remus überliefert – und wie der italienische Archäologe Andrea Carandini neuerdings wieder postuliert?

Folgt man den Legenden, die sich um die Entstehung der Römer ranken, so bleiben jene, die im griechischen Kulturkreis kursierten, besonders vage. So notierte Dionysios von Halikarnassos im 1. Jahrhundert v. Chr., ein Grieche namens Euander habe lange vor dem Trojanischen Krieg mit seinen Gefährten am Palatin, einem der sieben Hügel der späteren Metropole, gelebt. Das Gebiet gehörte laut Dionysios zum Herrschaftsgebiet der Aboriginer und ihres Königs Faunus. Jahre später habe der Halbgott Herakles im Tal des Tiber den Riesen Cacus besiegt, und nun hätten sich einige seiner Männer auf dem Kapitolinischen Hügel angesiedelt. Beide Legenden verdeutlichen, dass dieser Raum der sieben Hügel schon lange vor den Römern mit Bedeutung aufgeladen war.

Einige griechische Mythen erwähnen auch eine Stammmutter der Römer namens Rhome, was »Kraft« oder »Stärke« bedeutet. Sie hat einen engen Bezug zu dem trojanischen Prinzen Äneas, der auf Geheiß Apollos viele Bewohner aus dem brennenden Troja führte. Nach einer Irrfahrt über Thrakien, Kreta und Karthago erreichten die Flüchtlinge Italien und schließlich die antike Landschaft Latium. Rhome wurde schon in der griechischen Literatur des 5. Jahrhunderts v. Chr. als jene Trojanerin genannt, die Äneas' Flotte in Brand setzte, um eine Weiterfahrt unmöglich zu machen. In anderen Mythen war sie seine Frau oder die Gattin des Latinerkönigs.

Die Römer selbst sahen sich als Nachfahren des Äneas; der bedeutende Dichter Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.) beschrieb die Ereignisse im 1. Jahrhundert v. Chr. in seinem Epos »Aeneis«. Der Protagonist habe nicht nur seine Landsleute nach Italien gebracht, er rettete auch die Kultobjekte der Penaten. Diese Schutzgottheiten waren den Römern heilig, da sie nicht nur im privaten Raum Haus und Hof sicherten, sondern auch in einer sozusagen öffentlichen Version den Staat insgesamt vor Schaden bewahrten. Vergil zufolge nahm Äneas Lavinia zur Frau, die Tochter des Königs Latinus, gründete eine Stadt und benannte sie nach ihr. Der Ort ist archäologisch belegt: Lavinium, heute Practica di Mare, liegt etwa 30 Kilometer von Rom entfernt. Bei Grabungen in den 1950er und 1960er Jahren kam ein Befestigungswerk aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. zu Tage, außerdem eine monumentale Anlage mit 13 Altären; der älteste stammt aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. Die Forscher gehen davon aus, dass dieses Monument auch der Verehrung des Äneas diente.

Dessen Sohn Ascanius soll einige Zeit später Alba Longa gegründet haben, wo von da an eine weitere Königsdynastie regierte. Nach dem Mythos vergingen zwölf Generationen, dann gebar die Tochter des Königs Numitor die Zwillinge Romulus und Remus. Doch die Situation war nicht günstig: Numitor war von seinem Bruder Amulius entmachtet worden und fürchtete Konkurrenz, zumal die junge Mutter den Kriegsgott Mars als Vater angab. Der Usurpator ließ die Neugeborenen in der Wildnis aussetzen. Aber eine Wölfin zog sie groß, bis sie als Jugendliche zurückkehrten und von dem wieder amtierenden Numitor aufgenommen wurden.

Am Ort ihrer Rettung wollten die Zwillinge eine Stadt gründen, doch sie gerieten in Streit. Eine Vogelschau sollte entscheiden: Wem die Götter das bessere Himmelszeichen sendeten, dürfe den Namen aussuchen. Jeder bestieg einen Hügel, beide sahen Geier fliegen. Remus gab sechs als Zahl an, Romulus behauptete, zwölf gesehen zu haben – somit er-

AUF EINEN BLICK

MYTHISCHE ANFÄNGE

1 Verschiedene Legenden verankern Rom und das römische Volk im Kontext mythischer Ereignisse wie dem **Trojanischen Krieg** oder dem Schicksal von Romulus und Remus. Die Geschichtlichkeit dieser Überlieferungen ist umstritten.

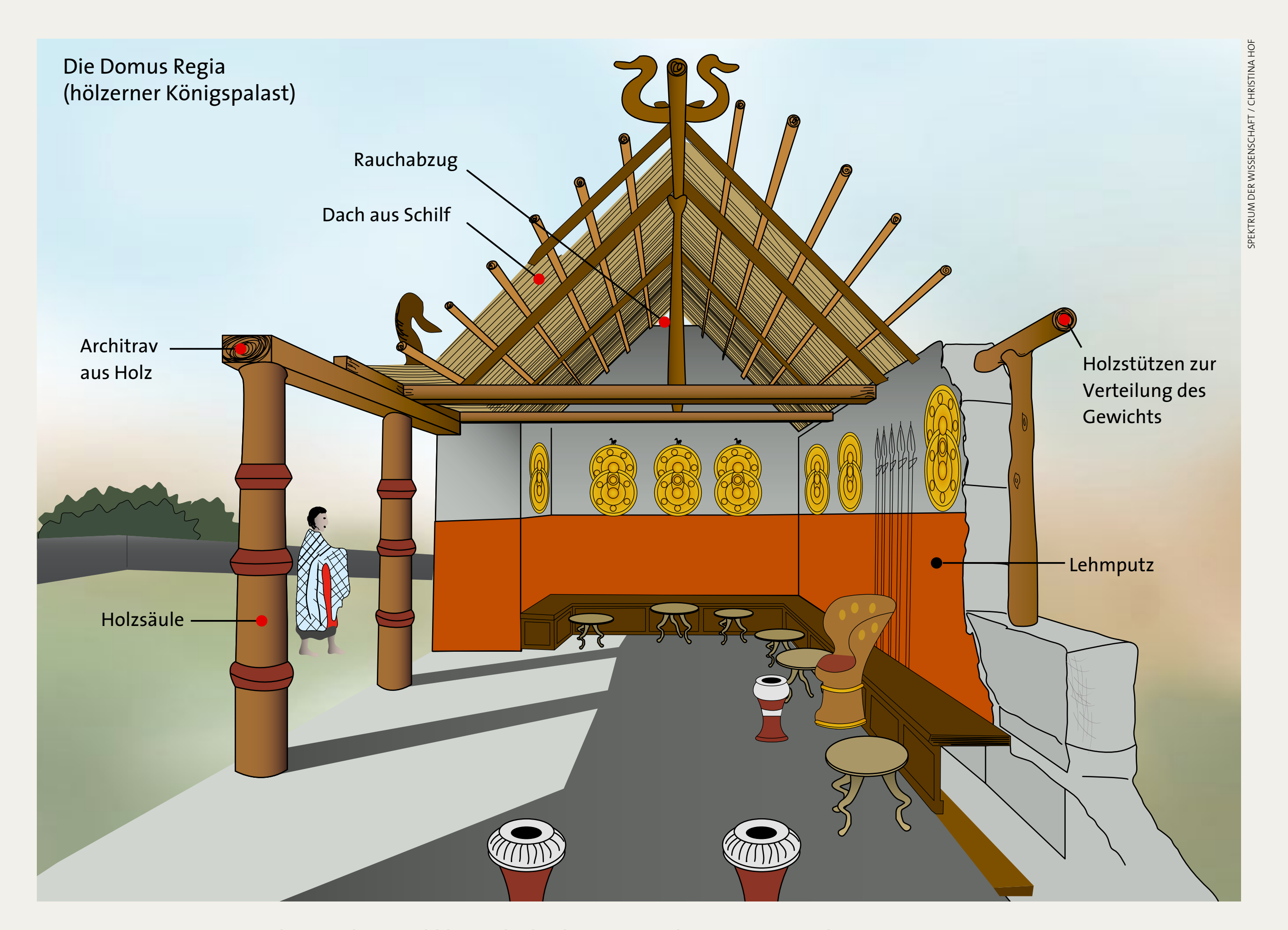
2 Insbesondere die Legende um die **Stadtgründung durch Romulus** und die sich anschließende Königsherrschaft könnte jedoch einen historischen Kern besitzen.

3 Zahlreiche Indizien lassen vermuten, dass die Tiberstadt während der Königszeit unter **etruskischem Einfluss** stand. Doch schweigen die meisten antiken Autoren.

In der Wildnis ausgesetzt seien Romulus und Remus von einer Wölfin aufgezogen worden. Ersterer habe später Rom gegründet – und seinen Bruder erschlagen. Diese Gründungslegende beschäftigte die Gelehrten schon in der Antike, zeigte sie doch den Stadtgründer in keinem günstigen Licht. Die berühmte Bronzeskulptur der »Kapitolinischen Wölfin« entstand möglicherweise erst im Mittelalter.

FOTOLIA / KONSTANTIN KALISHKO





Die »Domus Regia« war in der Zeit der Republik Sitz der höchsten römischen Priester. Antiken Autoren zufolge war sie zuvor auch die Residenz der Könige gewesen. Ihr Aussehen in dieser Zeit rekonstruierte der Archäologe Andrea Carandini anhand von Grabungen.

hielt er den Zuschlag. Nun zog er eine Furche um den Baugrund und errichtete eine Mauer. Aber Remus verspottete deren geringe Höhe, sprang zum Hohn darüber – und wurde von Romulus erschlagen.

Nicht nur dieser Brudermord warf schon in der Antike Schatten auf die Anfänge Roms, sondern auch der Verdacht, ihr Gründer habe über Art und Zahl der von ihm beobachteten Vögel gelogen. Auch dass er nun Bettler, Schuldner, Kriminelle und entflohene Sklaven um sich scharte, gereichte ihm nicht zur Ehre. Diese anrüchige Männergesellschaft musste sich sogar Frauen rauben: Sie luden die umliegenden Städte zu heiligen Spielen ein, fielen dann über ihre Gäste her, zumeist vom Stamm der Sabiner, und entführten deren unverheiratete Töchter. Als ein Heer anrückte, um dies zu sühnen, stellten sich die Frauen zwischen die Parteien, da auf der einen Seite ihre Väter und Brüder standen, auf der anderen inzwischen ihre Männer und Söhne. Die Geschichte nahm ein versöhnliches Ende: Romulus und der Sabinerkönig Titus Tatius teilten sich die Regierungsgewalt.

Nach fast vier Jahrzehnten soll Romulus während einer Heerschau von seinem Vater Mars in einer Sturmwolke von der Erde gerissen worden sein, um fortan als Kriegsgott Quirinus über seine Stadt zu wachen. Möglicherweise mischen sich in dieser Legende verschiedene Religionen: Quirinus war vermutlich ein Gott der Sabiner, denn diese sollen auch auf dem später Quirinal genannten Hügel gesiedelt haben.

Weniger schmeichelhaft ist, was der Politiker und Redner Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.) über den Tod des Gründervaters überlieferte: Von seinen Senatoren gehasst sei Romulus nicht nur von ihnen getötet, sondern auch in Stück gerissen und verschlungen worden, auf dass der erste König Roms spurlos verschwände. Allerdings gibt es keine äl-

Im 8. Jahrhundert v. Chr. begann der Aufstieg der Etrusker zur Hochkultur, siedelten sich Griechen an den Küsten Italiens und Siziliens an und wurde – zumindest der Legende nach – die Stadt Rom gegründet. Zu dieser Zeit lebten bereits zahlreiche Völker in Italien, die Forscher heute auf Grund kultureller und – sofern anhand von erhaltenen Textfragmenten nachvollziehbar – sprachlicher Gemeinsamkeiten als Italiker bezeichnen. Die Karte zeigt die Verbreitungsgebiete im 5. Jahrhundert v. Chr.



Veneter
Kelten
Ligurer
Etrusker
Senonen
Umbrer
Picener
Pitino di San Severino
Numana
Asculum
Tiora Matiena
Capestrano
Illyrer
Adria
Sabiner
Vestiner
Päligner
Vulci
Marser
Frentaner
Daunier
Rom
Samniten
Osker
Latiner
Volsker
Peuketier
Civitâ di Tricarico
Apuler
Japyger
Hirpiner
Basento
Messapier
Paestum
Lukaner
Monte Croccia
Armento
Tyrrhenisches Meer
Oinotrer
Bruttier
Elymer
Sikaner
Sikuler
Ionisches Meer
etruskischer Einfluss
von Griechen kontrollierte Küsten
karthagischer Einfluss
Picener
Volksstamm
N
0
200 km
SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT / EMDE-GRAFIK

Die sieben mythischen Könige Roms

(Datierung nach der überlieferten Chronologie)

1.	Romulus	753 – 717 v. Chr.
2.	Numa Pompilius	716 – 674 v. Chr.
3.	Tullus Hostilius	673 – 642 v. Chr.
4.	Ancus Marcius	641 – 617 v. Chr.
5.	Tarquinius Priscus	616 – 578 v. Chr.
6.	Servius Tullius	578 – 534 v. Chr.
7.	Tarquinius Superbus	534 – 509 v. Chr.

teren Belege für dieses unrühmliche Ende, es diente Cicero möglicherweise als verklausulierte Kritik an der Diktatur des Gaius Julius Cäsar.

Ungeachtet widersprüchlicher Versionen hegten die Gelehrten der Antike an der Geschichtlichkeit des Gründungsakts keine Zweifel. Berechnungen des Gelehrten Marcus Terentius Varro (116 – 27 v. Chr.) nach habe er 440 Jahre nach dem Fall Trojas stattgefunden; das entsprach in unseren Kalender übertragen 753 v. Chr. Fortan nutzten die Römer unter anderem auch die Jahresangabe »ab urbe condita«.

Heutzutage fragen Forscher eher, ob eine dieser Mythen wenigstens einen historischen Kern besitzt. Für die Sagen von Euander und Herakles lässt sich das ausschließen – selbst die Aboriginer waren nur ein mythisches Volk. Äneas gehört zwar zum Überlieferungskreis des Trojanischen Kriegs, dessen Geschichtlichkeit ist allerdings umstritten. Zwar identifizieren die meisten Archäologen das Troja Homers und Vergils mit den bronzezeitlichen Siedlungsschichten des Ruinenhügel Hisarlik in der Türkei, doch keine von ihnen lieferte die zu erwartenden Hinweise auf einen großen, die ganze Anlage zerstörenden Krieg, wie ihn Homer beschrieb. Was Romulus angeht, so halten viele Historiker den Namen für ein Eponym, also eine Konstruktion späterer Zeit, die schlicht »der Römer« bedeutete. Denn in der Antike ging es nun einmal nicht ohne einen personalisierten Gründungsmythos.

Allerdings kam Bewegung in die Diskussion, als der italienische Archäologe Andrea Carandini von der Università degli Studi di Roma »La Sapienza« 1988 bei Grabungen am Nordhang des Palatins Mauerreste entdeckte, die er auf Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. datierte und als Teile der romuleischen Befestigung deutete. Zudem stieß Carandini an diesem Hang auch auf Pfostenlöcher, also Nachweise von Holzhäusern, die um 725 v. Chr. errichtet worden seien. Weil zuvor schon auf anderen Hügeln der Stadt zeitgleiche Siedlungsreste gefunden wurden, konstatierte er eine protourbane Phase Roms, eine stadtähnliche Struktur, in der sich Dörfer in mehreren Phasen von den Hügeln aus in die Talsohlen ausdehnten, umschlossen von einer Mauer. In dieses Bild passt auch, dass Verstorbene immer näher zur Mauer hin beigesetzt und damit Nekropole und Siedlung räumlich getrennt wurden. Carandini hat außerdem die Fundamente eines Gebäudes ausgegraben, das sich zu einem weiten Hof hin öffnete. Der Archäologe erkannte darin einen repräsentativen Charakter und hielt es für die Residenz des Romulus beziehungsweise der auf ihn laut Überlieferung folgenden sechs Könige (siehe Tabelle links und Bild S. 8). In der republikanischen Zeit wirkte dort der »rex sacrorum«, der die sakralen Funktionen der Könige übernommen hatte.

Auch eines der ältesten Rituale Roms, das Lupercalienfest, bietet für Carandini Hinweise auf diese frühe Phase. Der Legende nach von Romulus selbst begründet und im 1. Jahrhundert v. Chr. gut bezeugt durch Schriftquellen, sollte es Faunus, den Hüter der Herden, ehren, der auch als Lupercus, »Wolfsabwehrer«, angesprochen wurde. Das Fest wurde am 15. Februar, also nahe dem Frühlingsanfang, begangen. Es begann am Fuß des Palatins in einer Höhle, dem »Lupercal«. Dort sollte die Wölfin Romulus und Remus gesäugt haben. Junge Männer hielten sich Messer an der Stirn, an denen das Blut von Opfertieren klebte; mit deren Fellen bekleidete Priester umrundeten von dort aus in einer Prozession den Palatin.

Verschiedene antike Autoren haben die Lage dieser Höhle recht gut beschrieben, Carandini will sie 2008 entdeckt haben. Restaurierungsarbeiten am Palast des Kaisers Augustus boten ihm die Gelegenheit, eine Kamera in die unter dem Erdgeschoss liegenden Zisternen abzulassen. Er stieß auf einen mit Fresken geschmückten Raum (siehe Bild rechts). Tatsächlich würde das gut passen, denn der erste Kaiser des Imperiums stellte sich gern wie Romulus als Stadtgründer dar und ließ wohl das »Lupercal« restaurieren. Alle Indizien sprächen demnach für einen bewussten Gründungsakt in Übereinstimmung mit der römischen Chronologie.

Gründungsakt oder schrittweise Entwicklung?

Carandinis These hat viel Widerspruch unter den Experten hervorgerufen, die Rom frühestens seit der Mitte des 6. Jahrhunderts als voll entwickelte Stadt sehen, also mit entsprechenden Ausmaßen und den zugehörigen politischen Institutionen. So wurde um 625 v. Chr. das »Comitium« gepflastert, ein Platz auf dem Forum, auf dem sich die Bürger versammelten, um über wichtige Themen abzustimmen und Wahlen abzuhalten. Diese Maßnahme gilt als Ausdruck eines öffentlichen Willens, die Volksversammlung als etablierte Institution baulich zu repräsentieren, und markiert demnach einen wichtigen Schritt in der Stadtentwicklung.

Gegen diese Annahme spricht aber, dass Rom im 6. Jahrhundert schon eine Größe erreicht hatte, die eine längere Vorgeschichte voraussetzt. Dort lebten vermutlich 25 000 bis 40 000 Menschen, die Stadtfläche betrug mindestens 285 Hektar. Das nämlich ist die vom »Pomerium« umschlossene Fläche. Diese heilige Grenzlinie, die mit »cippi« genannten Steinen markiert wurde, von denen einige ausgegraben wurden, umfasste zunächst die Stadtviertel Suburana, Esquilina, Collina und Palatina. Auch die Städte der Etrusker und Griechen in Mittel- und Unteritalien waren nicht wesentlich grö-

ßer. Schon König Servius Tullius habe das Gebiet auf 426 Hektar erweitert – auf die Größenordnung Athens.

Die Bezeichnung »Pomerium« war eine Kurzform von »post moerium« und bedeutete einen hinter der Mauer abgegrenzten Raum. Es unterschied aber nicht nur das Stadtgebiet vom Umland, sondern trennte auch zivile und militärische Bereiche. Deshalb lag beispielsweise das Marsfeld, auf dem sich das Heer versammelte, außerhalb des Pomerium und Soldaten durften es nicht bewaffnet überschreiten, Triumphzüge bildeten die einzige Ausnahme. Wurde das Pomerium erweitert, fand ein Ritual statt, das die Römer auch bei der Gründung einer Kolonie einsetzten: Ein Gespann aus einem außen laufenden Ochsen und einer innen gehenden Kuh zog gegen den Uhrzeigersinn einen Pflug, der eine vorher ausgemessene Furche um das Gebiet aushob.

Heute wissen wir, dass dies ein Ritual der Etrusker war (siehe Beitrag S. 32). Welchen Einfluss hatte dieses Volk, das im 8. Jahrhundert bereits auf dem Weg zur Hochkultur war? Bei römischen Historikern finden sich zwar kaum Hinweise, doch es gibt andere Indizien. So hatte die Tracht des römischen Königs, wie sie in der antiken Literatur beschrieben wurde, etruskische Vorbilder; Gleiches gilt für jene, die siegreiche Feldherren beim Triumphzug trugen – dafür gibt es bildliche Darstellungen. Ein weiterer Hinweis: Waren hohe Amtsträger unterwegs, wurden sie von so genannten Liktoren begleitet. Diese trugen Rutenbündel, außerhalb Roms aber auch eine Doppelaxt – eine typisch etruskische Waffe. Des Weiteren entstammte die rituelle Leberschau, die den Willen der Götter erkunden sollte, der etruskischen Wahrsagerei.

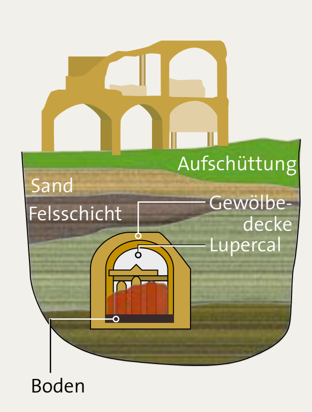
Unstrittig ist auch, dass die Könige Tarquinius Priscus und Tarquinius Superbus eine Verbindung zu Etrurien haben mussten – Tarquinii war eine bedeutende etruskische Stadt. Priscus, so erklärten es manche römischen Historiker, sollte von einem Griechen abstammen, der sich in Tarquinii niedergelassen und dort eine Etruskerin geheiratet hatte. Es gäbe aber aus heutiger Sicht eine provokantere Deutung: eine etruskische Phase Roms. Dafür sprechen noch andere Ungereimtheiten. Nach der römischen Chronologie starb Priscus 578 v. Chr., sein Sohn Superbus folgte ihm aber erst 44 Jahre später – im Alter von 20 oder 30. Zwar fanden die antiken Gelehrte eine Lösung: Er sei wohl eher ein Enkel des Priscus gewesen. Allerdings wäre dann der überlieferte Königsstammbaum falsch.

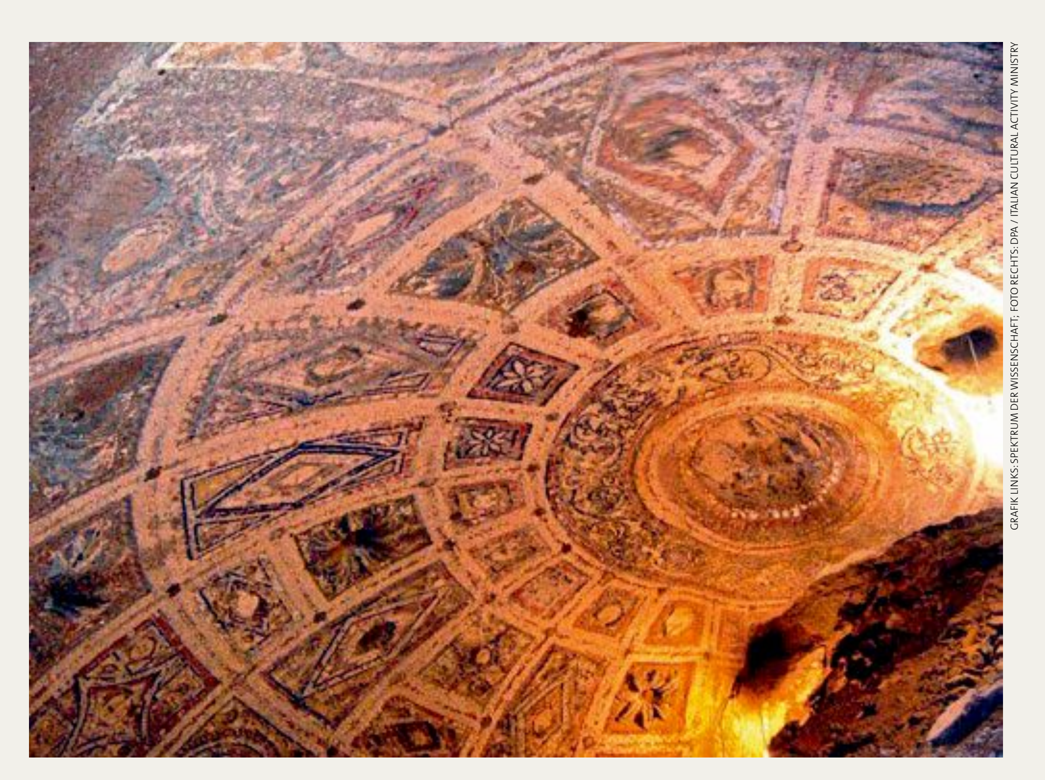
Wurde Rom von Etruskern regiert?

Zwischen den beiden Tarquiniern herrschte Servius Tullius als sechster König. Er soll das Pomerium um die Hügel Quirinal und Viminal erweitert und einen Schutzwall um das Stadtgelände errichtet haben. Des Weiteren teilte er sein Volk je nach Besitz in Hundertschaften ein. In diesen »Centurien« stimmten sie bei den Volksversammlungen auch ab. Sowohl die Servianische Stadtmauer – in ihrer Funktion als sakrale Grenze – wie auch die Zenturienreform galten bis in die Spätzeit der Republik als Fundamente der politischen Struktur und als Garanten der Stabilität.

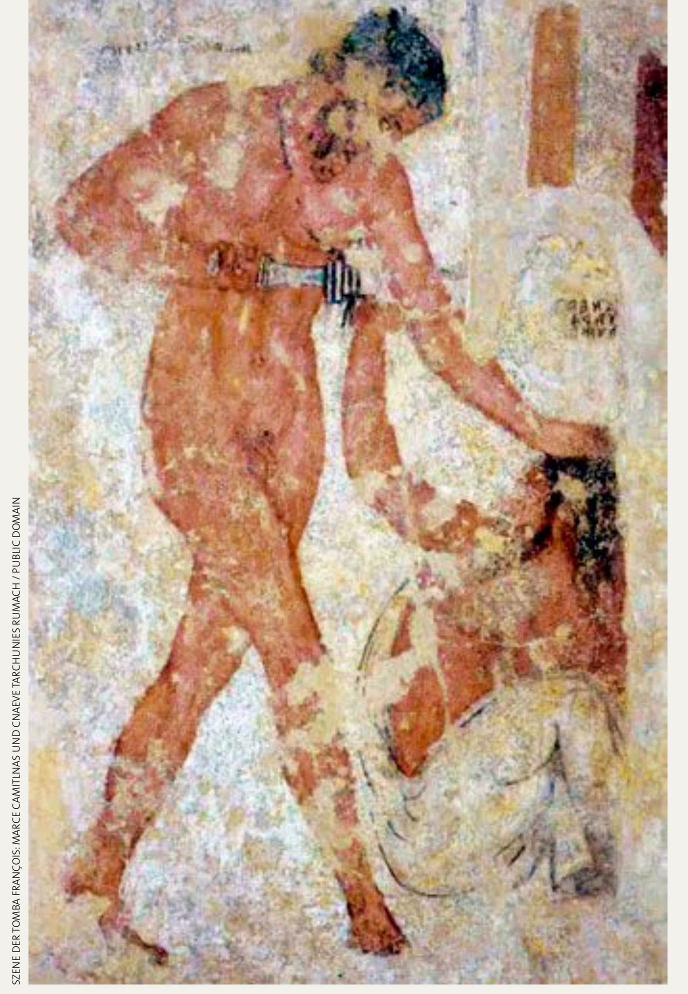
Doch wer war dieser bemerkenswerte König – und hat er wirklich gelebt? Kaiser Claudius, der von 41 bis 54 n. Chr. regierte und als Kenner etruskischer Geschichte gilt, hielt ihn für den Gefolgsmann eines gewissen Caeles Vibenna, eines etruskischen Söldnerführers. Beide hätten sich auf einem der sieben Hügel festgesetzt, der damals noch nicht zur Stadt gehörte; später sei dieser nach dem Etrusker benannt wor-

Als die Ruine des Augustuspalasts 2008 restauriert wurde, ließen Forscher eine Kamera in die darunterliegenden Zisternen ab. Sie entdeckten eine mit Fresken geschmückte Höhle (Bild rechts). Möglicherweise handelt es sich um den »Lupercal«: Roms ältesten Kultort.



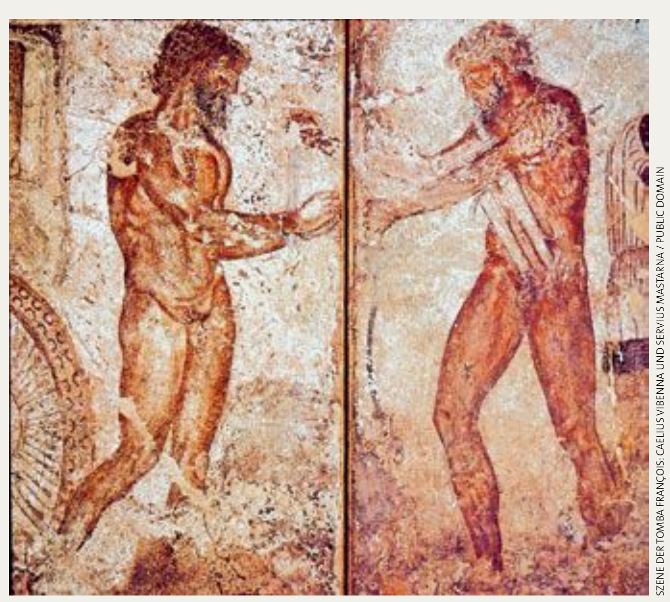


GRAFIK LINKS: SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT; FOTO RECHTS: DPA / ITALIAN CULTURAL ACTIVITY MINISTRY



SZENE DER TOMBA FRANÇOIS: MARCE CAMITLNAS UND CNAEVE TARCHUNIES RUMACH / PUBLIC DOMAIN

Wandmalereien in einem Grab der etruskischen Stadt Vulci geben Historikern Rätsel auf. Sie erzählen von der Ermordung eines Römers (links), mutmaßlich des Gnaeus Tarquinius, und von der Befreiung eines etruskischen Söldnerführers (unten). Eine Lesart dieser Überlieferung legt die Vermutung nahe, dass Roms sechster König Servius Tullius niemand anderes war als jener Etrusker, der seinen Anführer befreite.



SZENE DER TOMBA FRANÇOIS: CAELIUS VIBENNA UND SERVIUS MASTARNA / PUBLIC DOMAIN

den – Caelius. Tullius habe damals selbst noch einen etruskischen Namen getragen: Mastarna. Auch andere Gelehrte wie etwa der Historiker Tacitus im 1. Jahrhundert n. Chr. wussten noch von einer Besetzung Roms durch etruskische Söldner.

Caeles Vibenna taucht in diesem Zusammenhang immer wieder auf, etwa in Inschriften Es gibt sogar Wandmalereien aus der Zeit um 300 v. Chr. zu den Ereignissen – in einem etruskischen Grab. In der 1857 entdeckten »Tomba François« bei Vulci, einem der Hauptorte dieser Kultur, zeigen sie einen bewaffneten Konflikt zwischen dem Etrusker Marce Camitlnas und einem Cneve Tarchunies Rumach – etruskisch für »Gnaeus Tarquinius aus Rom«. Zwei der Szenen erzählen von der Befreiung des Caeles Vibenna durch einen gewissen Mastarna (Bild rechts), eine andere vom Tod des Römers durch die Hand des Marce Camitlnas (Bild links).

Die Bedeutung und Historizität dieser Malereien ist umstritten: Zeigen sie zum Beispiel den Sieg Vulcis über Rom oder den des Mastarna über König Tarquinius ? Die Deutung erschwert auch, dass Mastarna die etruskische Entsprechung des lateinischen »magister« ist, also offensichtlich keine Person meinte, sondern eine Funktion. Das wiederum deuten manche Experten als Hinweis darauf, dass im Rom des 6. Jahrhunderts ein »magister populi« an der Spitze der Regierung stand und jener Mastarna niemand anderes als Servius Tullius gewesen sei, der nach der Ermordung des Tarquinius dieses hohe Amt übernahm.

Auch wenn die Beantwortung vieler Fragen offenbleibt, so zeigt sich doch, dass die überlieferte Abfolge der sieben Könige beziehungsweise einer von der Stadtgründung bis zur Republik durchgehenden Zeit so nicht stimmen kann. Statt Kontinuität ergibt sich eher das Bild einer Epoche der Abenteurer, in der Söldnertruppen und Exilanten aus verschiedenen Regionen Italiens um die Macht in Rom kämpften. Erst im Nachhinein wurde diese Phase bereinigt, um dem Selbstverständnis der Großmacht den passenden geschichtlichen Hintergrund zu verleihen.

DIE AUTORIN



Die Historikerin **Charlotte Schubert** lehrt Alte Geschichte an der Universität Leipzig.

QUELLEN

Andreae, B.: Die Tomba François. Anspruch und historische Wirklichkeit eines etruskischen Familiengrabs. In: Andreae, B. et al. (Hg.): Die Etrusker. Luxus für das Jenseits. Bilder vom Diesseits – Bilder vom Tod. Hirmer, München 2004, S. 176 – 207

Carandini, A.: Die Geburt Roms. Artemis & Winkler, Düsseldorf 2002

Cornell, T.: The Beginnings of Rome, Routledge, London 1995

Kolb, F.: Rom: Die Geschichte der Stadt in der Antike. C.H.Beck, München 2002

Dieser Artikel im Internet: **www.spektrum.de/artikel/1221325**

STÄNDEKÄMPFE

Sieg der Verweigerer

Nachdem sie den letzten König vertrieben haben, liegt alle Macht im Staat in den Händen der Patrizier. Die breite Masse der Plebejer indes bleibt unterprivilegiert. Schließlich erheben sich diese und kämpfen um ihre Rechte – mit Erfolg.

Von Theodor Kissel



Der Griff eines Schmuckkästchens aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. zeigt zwei schwer bewaffnete Fußsoldaten aus der Frühzeit der Republik, die einen toten Kameraden zu Grabe tragen.

AUF EINEN BLICK

KAMPF DES EINFACHEN VOLKES

1 Seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. **gewannen die römischen Adelsgeschlechter an Macht** – und schafften schließlich das Königtum ab.

2 Bei der **nachfolgenden Frühen Republik** (510 – 287 v. Chr.) handelte es sich um einen Bürgerstaat, in dem jene Patrizier anfänglich das Gewaltmonopol innehatten.

3 In den Heeren der Adelsrepublik **kämpften indes zunehmend die rechtlosen Plebejer**. Sie nutzten diesen Umstand und rangen den Mächtigen im Zuge der Ständekämpfe zahlreiche Zugeständnisse ab.



AKG IMAGES / NIMATALLAH

Die Geschichte wird bis heute von vielen Forschern diskutiert: Anno 494 v. Chr. – kaum haben die Römer das Joch der Königsherrschaft abgeschüttelt – verschärfen sich in der jungen Republik die innenpolitischen Spannungen. Die Plebejer, von der politischen Teilhabe am Gemeinwesen ausgeschlossen, aber zur Zahlung von Steuern und zum Kriegsdienst verpflichtet, proben den Aufstand. Mit einem Generalstreik, der Auswanderung (»secessio«) auf den heiligen Berg (»mons sacer«), legen sie das Leben in Rom lahm, um so auf ihre Probleme aufmerksam zu machen. Erst die Überzeugungskraft des Menenius Agrippa – wiedergegeben im Gleichnis von den Gliedern und dem Magen (siehe Kasten S. 18) – habe die Streikenden zum Einlenken bewogen. So weit die Schilderung des römischen Historikers Titus Livius (59 v. Chr. – 17 n. Chr.) über den Beginn der so genannten Ständekämpfe, die Rom fast zwei Jahrhunderte lang prägte.

Heute wird Livius' Darstellung stark in Zweifel gezogen. »Die Parabel von den Gliedern und dem Magen ist ebenso wie die Gründung Roms durch Romulus ins Reich der Fabel zu verweisen«, meint Kurt Raaflaub. Überhaupt, so der Baseler Althistoriker, sei die Überlieferung zu den Anfängen der römischen Republik »von einem dichten Netz von Legenden durchzogen, weshalb verlässliche Aussagen über diese Zeit kaum möglich sind«. Erschwerend kommt hinzu, dass die römische Geschichtsschreibung erst um 200 v. Chr. einsetzte und ausführliche Berichte über die Frühzeit erst aus den letzten Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts v. Chr. existieren.

Wann auch immer die Ständekämpfe in Rom aufflammten, fest steht, dass sich Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. in der Siedlung am Tiber ein politischer Systemwechsel vollzogen hatte, der zu einer Verschärfung der sozialen Spannungen innerhalb des Gemeinwesens führte.

Seit dem 7. Jahrhundert, das belegt der siedlungsarchäologische Befund, hat sich in Rom wie überall in Latium eine neue Elite herausgebildet: Es sind Sippenführer, die jeweils über eine Gruppe aus mehreren Familien herrschen und dieses Vorrecht von Generation zu Generation weitervererben. Diese alteingesessenen Adelsgeschlechter (lateinisch: »patricii« von »patres« = Väter) haben mit der Zeit umfangreiche Ländereien in ihren Besitz gebracht und gebieten über eine große Anhängerschaft von Klienten (lateinisch: »cluere« = hören auf und »cliens« = der Hörende), die ihnen in Abhängigkeit verbunden waren. Großes politisches Gewicht verleiht den adligen Klanführern zudem, dass sie das Kriegsheer stellen, dessen Hauptwaffe die Reiterei war.

Dieser Realität können sich auch Roms Könige nicht entziehen, die etwa seit 650 v. Chr. die Macht im Stadtstaat an den Ufern des Tibers innehatten. Sie machen Zugeständnisse – und schaffen mit dem Senat (von »senex« = alter Mann) einen Ältestenrat, in dem die Oberhäupter dieser einflussreichen Patriarchen sitzen, und der sich regelmäßig in der Curia Hostilia auf dem Forum Romanum versammelt. Dieses Gremium darf die Könige bei ihren Entscheidungen beraten.

Im Namen der Freiheit?

Doch die bloße Mitbestimmung genügt den Patriziern schon bald nicht mehr – und je mehr sie nach Einfluss und Macht streben, desto stärker reift in ihnen der Entschluss, den König loszuwerden. Wie genau es zum Sturz kommt, ist ungewiss. In den Überlieferungen ist die Vertreibung des letzten römischen Königs verklärt und als Befreiung von einem Tyrannen beschrieben. Jüngste Untersuchungen gehen aber davon aus, dass der »Tyrannensturz« höchstwahrscheinlich ein »reaktionärer Umsturz« war und der von den Römern in späterer Zeit als Freiheitsheld gefeierte Lucius Brutus – so es ihn überhaupt gegeben hat – »als rückwärtsgewandter Lobbyist anzusehen ist, der die Handlungsspielräume seiner kleinen Schicht von Großgrundbesitzern unter völliger Vernachlässigung der Interessen breiterer Bevölkerungsschichten vergrößert hat«, so der Althistoriker Timothy Cornell von der University of Manchester.

So markiert das Ende der Königsherrschaft den Beginn der »res publica« (wörtlich: öffentliche Sache) – heutzutage als Republik bezeichnet, die in Wirklichkeit aber ein aristokratisch dominierter Bürgerstaat ist, in dem die Patrizier nach Gutsherrenart schalten und walten. Sie haben das alleinige Machtmonopol im Staat inne, besetzen sämtliche politische und religiöse Ämter, die sie alljährlich unter sich reihum gehen lassen (Prinzip der Annuität). Ob diese schon paarweise besetzt wurden, wie es die traditionelle römische Geschichtsschreibung für das Jahr 509 v. Chr. in Bezug auf das Konsulamt überliefert, ist ungeklärt. Vielmehr tendieren Wissenschaftler wie der Bielefelder Althistoriker Uwe Walter dazu, dass das oberste Staatsamt zunächst nur ein Mann ausfüllte und dessen Inhaber nicht Konsul genannt wurde, sondern den Titel »praetor«, Herzog (von »prae-itor« = der vor dem Heer zieht), trug und quasi als Ersatzkönig fungierte.

Fest steht, dass nach dem Sturz des Königtums eine exklusive Minderheit aristokratischer Familien die Macht in ihren Händen hält. »Und damit niemand sonst in diesen elitären Kreis von Adligen eindringt, halten sie – noblesse olige – die Reihen des Patriziats fest geschlossen«, resümiert Bernhard Linke von der Universität Bochum.

Der Rest der Römer fühlt sich übergangen. Es ist die keinesfalls homogene Gruppe der Plebejer (von »plebs« = die Menge): freie Bauern, Handwerker, Händler und Tagelöhner. Einige von ihnen müssen täglich um ihren Lebensunterhalt kämpfen. Andere sind zu Wohlstand gekommen, besitzen Land und können sich die für den Kriegsdienst nötige Ausrüstung leisten – Schild, Panzer, Beinschienen, Helm, Lanze und Schwert.

Derart aufgestellt rücken die Fußtruppen in der schwer gepanzerten Formation der Hoplitenphalanx gegen den Feind vor. Die um 500 v. Chr. eingeführte neue Kampftaktik war notwendig geworden, weil sich die archaische Kriegsführung des berittenen Adels in den Feldzügen gegen Roms Nachbarn, besonders gegen die mittelitalischen Bergstämme der Aequer und Volsker als unwirksam erwiesen hatte.

Durch nun reichten die Aufgebote, welche der Adel selbst stellte, nicht mehr aus. Um die Reihen der Phalanx auffüllen zu können, brauchte man die bäuerlichen Schichten (»plebs«), die bisher keine Rolle gespielt hatten. »Mit der breiten Rekrutierung der Bürgerschaft konnte die Wehrkraft der ›res publica‹ besser ausgeschöpft und die militärische Stärke des römischen Heeres verbessert werden«, so der Militärhistoriker Leonhard Burckhardt von der Universität Basel.

Durch ihre Beteiligung als wehrfähige Bürger waren die Plebejer zu einem unverzichtbaren Teil der römischen Streitkräfte geworden. Aus dieser »staatstragenden« Rolle leiteten sie ihre Forderung nach politischer Teilhabe und rechtlicher Gleichstellung ab. Da die Patrizier aber keine Anstalten machten, diesem Verlangen nachzukommen, griff die Plebs zu ihrem stärksten Druckmittel – der Verweigerung des Kriegsdienstes. »Mit dem Verlassen der Stadt«, so der Erfurter Althistoriker Jörg Rüpke, »boykottierten die Plebejer die jährlich auf dem Kapitol stattfindende Aushebung, um so ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen.«

Zudem schaffen sich die Plebejer mit einer Volksversammlung (»concilium plebis«) sowie den von ihnen gewählten Volkstribunen (»tribuni plebis«) eigene politische Institutionen. Diese sollen die Interessen der Plebs vertreten und sie gegen Willkürakte patrizischer Magistrate schützen. »Die Volkstribune besaßen das Recht, einem römischen Bürger, der an sie appellierte, Hilfe zu gewähren«, berichtet der Historiker Jean-Claude Richard von der Université de Paris IV. In der Praxis sah dies so aus, dass ein Plebejer, den ein patrizischer Magistrat kraft seiner Amtsgewalt (»imperium«) bestrafen wollte, zu einem der anfänglich zwei Volkstribunen lief und ihn um Beistand bat. Dieser gewährte dann Hilfe (»auxilium ferre«), indem er sich einfach zwischen den Plebejer und den Magistraten stellte (»intercedere«), diesen so am Zugriff hinderte und gegen die Maßnahme des Magistraten Einspruch sein »veto« (lateinisch: ich verbiete) einlegte.

Und weil die plebejischen Vertreter nicht Bestandteil der römischen Rechtsordnung waren (und daher keinerlei Rechtsschutz besaßen), umgaben die Plebejer ihre Volksvertreter mit einem sakralen Nimbus (»sacrosanctitas«), den sie mit einem heiligen Eid formell absicherten. Derjenige Magistrat, der sich an einem Tribunen vergriff, sollte verflucht sein und der allgemeinen Ächtung verfallen, schreibt der römische Grammatiker Festus im 2. Jahrhundert n. Chr.



Nach dem Ende des römischen Königtums im Jahr 510 v. Chr. erweiterte das republikanische Rom sein Staatsgebiet in Mittelitalien. Diese äußere Expansion, die mit den adligen Reiterverbänden der Königszeit allein nicht mehr zu bewerkstelligen war, trug zur politischen Integration der Plebejer in den römischen Staatsverband im Innern bei, da mit der Heranziehung zum Militärdienst allmählich auch die Plebejer in das staatliche Ganze, in die »res publica«, eingebunden wurden.

Die Patrizier jedenfalls gaben schon bald nach dem Auszug der Plebs klein bei, weil sie erkannten, dass ohne die Mitwirkung der breiten Masse im republikanischen Rom kein Staat mehr zu machen war, sprich: die Kampfkraft des römischen Heers entscheidend geschwächt war. »Nicht die Überredungskunst eines Menenius Agrippa also war der Grund, warum die Plebejer ihren Streik abbrachen«, erläutert Richard E. Mitchell von der University of Illinois, »sondern weil ihnen die Patrizier zugestanden hatten, mit den Volkstribunen jährlich zwei eigene Magistrate zu wählen.«

Doch damit waren längst nicht alle Probleme gelöst, die den Plebejern unter den Nägeln brannten. Während die Vermögenden unter ihnen nach politischer Teilhabe strebten, forderten die breiten Schichten der kleinen Leuten eine Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse – dabei ging es insbesondere um eine gerechte Beteiligung an der Vergabe des im Zuge der Erweiterung des römischen Staatsgebietes (»ager publicus«) zu verteilenden Ackerlandes sowie die Abschaffung der drückenden Schuldenlast. Letztere führte dazu, dass viele Bauern ihre Existenzgrundlagen verloren und in Schuldknechtschaft gerieten. Als Gründe dafür sahen Forscher bisher zum einen eine Verknappung des Grundbesitzes infolge eines zu raschen Bevölkerungswachstums; zum anderen aber auch eine Zersplitterung der bäuerlichen Güter durch Erbteilung. Eine andere Deutung hat unlängst der an der University of St Andrews lehrende Althistoriker Christopher Smith ins Spiel gebracht. Er vermutet, dass die Einführung der neuen Kampftaktik wesentlich zur Verschuldung beigetragen habe; eine These, die einiges für sich hat, zumal die Anschaffung einer Hoplitenrüstung, die der Träger aus der eigenen Tasche finanzieren musste, eine kostspielige Angelegenheit war. Was genau ein römischer Fußsoldat dafür ausgeben musste, darüber gibt es keine Angaben. In Athen jedenfalls kostete eine komplette Ausrüstung 30 Drachmen, so viel wie eine mittelgroße Schafherde.

Arm und rechtlos

Erschwerend kam hinzu, dass sich die militärischen Auseinandersetzungen seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. länger hinzogen – mit der Konsequenz, dass ein Waffengang nicht mehr zwischen Aussaat und Ernte beendet werden konnte und die römischen Bauernkrieger immer länger im Feld statt auf der heimischen Scholle standen. »Fest steht, dass die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinanderklaffte«, erklärt der Trierer Althistoriker Christoph Schäfer, »und viele Kleinbauern durch die lange Abwesenheit im Krieg in die Schuldenfalle gerieten, weil sie ihre Darlehen nicht rechtzeitig bei den Gläubigern zurückzahlen konnten, und die Schuldknechtschaft wie ein Damoklesschwert über ihnen hing.«

Die Aussichten, sich dagegen zu wehren, waren äußerst gering, da Justitia in der Frühzeit der Republik fest in patrizischer Hand war. Ihre Angehörigen allein besetzten die für die Auslegung des Rechts, das damals noch formalistisches Spruchrecht war, zuständigen Priesterämter der »pontifices«, so dass sich

Ohne das Kleine kann das Große nicht bestehen

Die Parabel von den Gliedern und dem Magen geht zurück auf eine Erzählung bei Livius. Demnach hatte sie der Senator Menenius Agrippa im Lager der Plebejer vorgetragen (rechts), um diese zum Abbruch ihres Generalstreiks zu bewegen. Er erzählte, wie die Glieder des Körpers ihre Tätigkeit eingestellt hätten, um nicht immer nur dem faulen Magen dienen zu müssen. Die Hände wollten keine Speise mehr zum Mund führen, der Mund sie nicht mehr aufnehmen und die Zähne sie nicht zermahlen. Dadurch hätten sie sich aber selbst geschwächt, da der Magen die empfangene Speise verdaue und dadurch allen Gliedern Leben und Kraft verleihe.

Daraufhin hätten die Plebejer eingesehen, dass es auch in einem Staat, wie im eigenen Körper, darauf ankomme, dass der Einzelne eine für das Ganze sinnvolle Funktion ausübe – und ihren Aufstand beendet.



B. BARLOCCINI: SECESSIO PLEBIS, 1849 / PUBLIC DOMAIN

die Plebejer in Streitfällen weder auf bestehende Rechtsnormen berufen noch auf ein faires Verfahren hoffen konnten.

Aus dieser unsicheren Rechtslage heraus erwuchs im Lauf der Zeit das Bedürfnis, das geltende Recht schriftlich zu fixieren. Ein Zehnmännerkollegium wurde eingesetzt, das um 450 v. Chr. zwölf Tafeln mit Gesetzen schuf. »Lange Zeit sah man in den Zwölftafelgesetzen eine Errungenschaft der einfachen Bürger«, berichtet der Dresdener Althistoriker Martin Jehne. »Tatsächlich aber zementierte der Adel darin seine eigenen Vorrechte.« Zwar wurde mit dem Grundsatz, dass jeder Bürger vor Gericht geladen werden konnte und dass jeder Bürger das Anrecht auf einen Verteidiger hatte, auch den Armen und Schwachen gesetzlicher Schutz zugesichert. Doch zog das Gesetzeswerk mit dem Verbot von Eheschließungen zwischen Angehörigen der beiden Stände weiterhin eine scharfe Trennung zwischen Patriziern und Plebejern. Zudem wurde die Schuldknechtschaft für rechtens erklärt, so dass auch künftig ein Schuldner mit seinem Körper haften musste (»nexum«) und sich bei Zahlungsunfähigkeit dem Gläubiger als »mancipium«, als Besitz zur Verfügung stellen musste.

Die einzige Errungenschaft der Plebejer bestand darin, dass man das bis dahin nur mündlich überlieferte Recht aufzeichnete und öffentlich machte, so dass sie sich bei Rechtsstreitigkeiten auf in Stein gemeißelte Verhaltensvorschriften und somit rechtsverbindliche Strafbestimmungen beziehen konnten.

»Überhaupt scheint den Plebejern erst nach der Publikation des Rechts gewahr geworden zu sein, wie schlecht sie eigentlich dastanden«, sagt Mark Toher, Althistoriker an der Brown University, New Jersey. Und das erklärt auch, warum es laut Überlieferung schon 449 v. Chr. zu einem erneuten Auszug der Plebs gekommen sein soll, in dessen Folge die Zahl der Volkstribune auf zehn erhöht und das Heiratsverbot zwischen Patriziern und den Plebejern aufgehoben wurde. Damit war die privatrechtliche Grenze zwischen den Ständen beseitigt.

Wer mehr leistete, hatte mehr Macht

Schritt für Schritt gelingt es den Plebejern in der Folgezeit, den Patriziern immer mehr Rechte abzutrotzen. Einen ersten Etappensieg können sie mit der Beteiligung an der Wahl des obersten Beamten verbuchen, der zugleich Befehlshaber der römischen Armee ist und künftig von der »comitia centuriata« gewählt wird, einer aus der Heeresversammlung hervorgegangenen Volksversammlung, die nach militärischen Hundertschaften (»centuriae«) organisiert war – nach Reitern (»equites«), schwer bewaffneten Fußsoldaten (»pedites«) und Leichtbewaffneten (»velites«). Das Stimmrecht der Teilnehmer hängt dabei von ihrer Bewaffnung ab, das heißt von ihrem Vermögen. Das Votum eines adligen Reiters zählt mehr als das eines voll ausgerüsteten Fußsoldaten, der wiederum mehr Einfluss hat als ein leicht bewaffneter Kämpfer. Wer reich ist und im Krieg viel leistet, so der Grundgedanke dieses timokratischen Prinzips, dem steht ein größerer Anteil an der politischen Macht zu.

Dank dieser Regelung können nun auch die Plebejer, von denen viele als gepanzerte Infanteristen in den Kampf ziehen, über die Besetzung des höchsten Staatsamtes mitentscheiden. Und seit 367 v. Chr. dürfen sie sogar für diesen Posten kandidieren – ein Zugeständnis, das die Volkstribune den Patriziern in der »lex Liciniae Sextiae« abrangen. Künftig durfte einer der beiden Konsuln Plebejer sein, während der andere Patrizier sein musste. Forscher wie der amerikanische

Althistoriker Gary Forsythe von der Texas Tech University gehen neuerdings davon aus, dass das Prinzip der Kollegialität (zwei ranggleiche Amtsinhaber mit gleicher Amtsgewalt) überhaupt aus der Teilnahme der Plebejer am Oberamt resultierte und die Doppelung des Konsulamts nicht schon 509 v. Chr., wie von Livius behauptet, sondern wohl erst 367 v. Chr. im Zusammenhang mit der politischen Aufwertung der Plebs erfolgt sei.

Mit dem Zugang zum Priesteramt hatten die Plebejer ihr Ziel erreicht

Für die plebejischen Familien jedenfalls war die Öffnung des höchsten Staatsamtes und die damit verbundene Aufnahme in den Senat ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu deren politischen Teilhabe. »Sie war wohl aber auch eine unmittelbare Konsequenz aus dem politischen Versagen des patrizischen Führungszirkels bei der Eroberung Roms durch die Gallier im Jahr 387 v. Chr.«, vermutet der Wiener Althistoriker Herbert Heftner. Denn immer deutlicher zeigte sich, dass die Patrizier allein nicht mehr im Stande waren, die mannigfachen Herausforderungen zu bewältigen, die das in Italien immer mächtiger werdende Rom seiner Führungsschicht abverlangte.

Dieser Erkenntnis war offenbar die weitere Entwicklung im Innern des römischen Stadtstaats geschuldet. Nach und nach erreichten die Plebejer auch den Zugang zu den anderen politischen Ämtern: 364 v. Chr. Ädil, 356 v. Chr. Diktator, 351 v. Chr. Zensor, 337 v. Chr. Prätor. Und schließlich, im Jahr 300 v. Chr., wurden ihnen durch die »lex Ogulnia« auch die Priesterkollegien der »pontifices« und »augures« zugänglich. »Damit«, so der Kölner Althistoriker Karl-Joachim Hölkeskamp, »war die Öffnung des politischen Systems für Plebejer im Wesentlichen abgeschlossen und der Weg zu einer aus beiden Ständen bestehenden politischen Führungsschicht geebnet.«

Die fortschreitende Aufhebung des ständischen Gegensatzes verlagerte den Schwerpunkt des Ständekampfes zunehmend von der politischen auf die wirtschaftliche und soziale Ebene. Zwar brauchten die Tribunen nicht mehr um Landzuteilungen an die Plebs zu kämpfen, seit das römische Staatsgebiet durch stetige Eroberungen auf über 6000 Quadratkilometer bis Ende des 4. Jahrhunderts angewachsen war (zum Vergleich: Die heutige Stadt Rom erstreckt sich über rund 1300 Quadratkilometer). Doch trat nun umso massiver an sie die Frage der Verschuldung eben dieser Schicht von kleineren Landbesitzern heran, die durch die fortwährenden Kriege in den Teufelskreis von Kreditbedarf und Schuldenlast getrieben worden war.

Es bedurfte vieler Anläufe, um dem Zins- und Darlehenswesen auf gesetzlichem Weg beizukommen. Ihren Höhepunkt erreichten diese Versuche in der »lex Genucia« (342 v. Chr.), die generell untersagte, Zinsen zu nehmen und der »lex Poetelia Papiria de nexis« (326 v. Chr.), welche die Schuldknechtschaft ganz verbot. Nicht umsonst bezeichnete Livius dieses Gesetz als »initium libertatis«: Beginn der Freiheit.

Im Lauf der Zeit wurde der vormals plebejische Widerstand durch sukzessive Konzessionen der Patrizier in das Gemeinwesen eingebaut. 339 v. Chr. modifizierte ein Gesetz das Verhältnis der politischen Institutionen zueinander zu Gunsten der Plebejer, indem es das Recht des Senats einschränkte, gegen Beschlüsse der Volksversammlung Einspruch zu erheben.

Ein weiterer Meilenstein auf dem Weg zum Ausgleich der Stände war die juristische Gleichstellung der Plebejer. Um 300 v. Chr. billigte eine »lex Valeria« jedem römischen Bürger, der von einem Magistrat verurteilt wurde, das Recht zu, die Volksversammlung anzurufen (»provocare«). »Damit wurde der usurpierte plebejische Anspruch auf kollektive Selbsthilfe zum Schutz vor magistratischer Willkür in ein offiziell anerkanntes Grundrecht umgewandelt«, sagt Nathan Rosenstein von der Ohio State University. Politisch motivierte Strafverfahren in Rom wurden fortan der Zuständigkeit der Magistrate entzogen und der Volksversammlung übertragen. Dieses Provokationsrecht wurde zu einem Kernbestandteil der Freiheit (»praesidium libertatis«), das fortan für den Status eines römischen Bürgers konstitutiv war.

Den Abschluss der Ständekämpfe markierte die »lex Hortensia« des Jahres 287 v. Chr., die nach einem dritten Auszug des Volkes erwirkt worden sein soll. Sie verfügte, dass die in der Plebsversammlung gefassten Beschlüsse (»plebiscita«) Gesetzeskraft für das Gesamtvolk erlangen sollten. Abgeschlossen war damit auch der Prozess der Herausbildung einer neuen politischen Führungsschicht, der Nobilität, die laut Uwe Walter von der Universität Bielefeld »kein ausschließlicher Geburtsadel mehr war, sondern sich durch das völlige Aufgehen ihrer Vertreter im Dienst an der ›res publica‹ definierte«. Nicht mehr Herkunft allein, sondern Leistung gab den Ausschlag für sozialen Aufstieg. Künftig war es jedem Tüchtigen möglich, in den Kreis der politischen Elite aufzusteigen, denn seit der »lex Ovinia« 312 v. Chr., so heißt es bei Festus, konnten die »Zensoren … aus jedem Stand den jeweils Besten in den Senat wählen«.

Mit der faktischen Aufhebung des ständischen Gegensatzes hat sich das politische System der Republik gravierend verändert. In Rom hatte sich eine Herrschaftsform unter Beteiligung breiterer Volksschichten etabliert, die fortan in den vier Buchstaben SPQR (die Abkürzung für »senatus populusque Romanus« = der Senat und das römische Volk) ihren Ausdruck fand.

DER AUTOR



Theodor Kissel ist promovierter Althistoriker, Sachbuchautor und Wissenschaftsjournalist; er lebt in der Nähe von Mainz.

Rom und der hellenistische Osten

Vor gut 2200 Jahren flammten im östlichen Mittelmeerraum immer wieder Kriege auf. Als sich Rom genötigt sah, gegen den Unruhestifter Philipp V. vorzugehen, begann der Niedergang der Griechen. Um 30 v. Chr. waren die hellenistischen Großreiche endgültig Geschichte.

Von Theodor Kissel

Im Sommer des Jahres 201 v. Chr. – die Wunden des 2. Punischen Kriegs sind noch nicht verheilt – malen griechische Gesandte im römischen Senat den Teufel an die Wand. Sie erheben schwere Vorwürfe gegen den Makedonenkönig Philipp V., der weite Teile des östlichen Mittelmeerraums mit Krieg überzieht. Zu allem Übel, so die wortgewandten Emissäre, habe sich dieser mit dem Seleukidenherrscher Antiochos III., ebenfalls ein hemmungsloser Eroberer, heimlich verbündet.

Nach langen und hitzigen Debatten beschließen die Senatoren, dem Vordringen Philipps Einhalt zu gebieten. Als diplomatische Bemühungen nicht fruchten, setzt Rom seine Legionen in Marsch.

Generationen von Historikern haben sich an der Frage nach den Motiven für Roms Expansion in die hellenistische Staatenwelt abgearbeitet. Die einen, wie etwa der Altphilologe William Harris von der Columbia University in New York, vertraten die These, dass Rom systematisch den Aufbau eines »Weltreichs« verfolgte. Andere, wie John North vom University College London, wandten sich gegen die so genannte Imperialismusthese. Was sich in scheinbarer Zwangsläufigkeit im Lauf der Zeit zu einem Imperium geformt hätte, sei keineswegs das Resultat eines von Anfang an bestehenden Masterplans gewesen, sondern lediglich ein Ad-hoc-Reagieren auf Probleme, welche die Sicherheitsinteressen der Römer berührt hätten, so der englische Wissenschaftler. Noch einen Schritt weiter geht Herbert Heftner: »Rom stürzte sich nicht blindlings in einen Krieg, es musste dazu erst überredet werden«, so der Althistoriker von der Universität Wien.

In der Tat hatte Rom anfänglich wenig Interesse gezeigt, militärisch im Osten zu intervenieren. Wenn sich im Senat dann doch die Befürworter eines Angriffs durchsetzten, dann lag das vornehmlich daran, dass man die Allianz zwischen dem makedonischen und dem seleukidischen Machtzentrum als ernsthafte Bedrohung des Gleichgewichts in der hellenistischen Staatenwelt (siehe Kasten S. 22) ansah – auch für Rom selbst konnte die sich am östlichen Horizont abzeichnende Machtverschiebung über kurz oder lang gefährlich werden. Das Trauma des Hannibal ante portas war noch nicht vergessen.

Im Sommer 215 hatte Philipp V. von Makedonien ein formelles Bündnis mit Hannibal geschlossen, nach einem vergeblichen Versuch, die mit Rom verbündeten Griechenstädte in den illyrischen Provinzen zu erobern. (Philipp hatte einen Flottenvorstoß gegen die unter dem Schutz der Römer stehende Stadt Apollonia unternommen, wurde aber zurückgeschlagen.) Damit hatte der 2. Punische Krieg auch die Osthälfte des Mittelmeers erreicht: Der 1. Makedonische Krieg hatte sich mit dem 2. Punischen Krieg verschränkt.

Roms Vorstoß in den Osten war kein leichtes Unterfangen, zumal die hellenistische Welt ein äußerst heterogenes und hochkomplexes Geflecht von unterschiedlichen politischen Gebilden und Ethnien war, in dem man sich leicht verstricken konnte. »Konfliktpotenzial barg diese Region vor allem deswegen«, so der emeritierte Freiburger Althistoriker Hans-Joachim Gehrke, »weil Machtmenschen wie Philipp V. oder

AUF EINEN BLICK

DIE UNTERWERFUNG GRIECHENLANDS

1. Der **2. Makedonische Krieg** endete 197 v. Chr. mit dem Sieg der Römer über Griechenland.
2. Rom begnügte sich zunächst mit der **Rolle eines Protektors** und tolerierte eine unabhängige griechische Politik.
3. Als die Makedonier erneut an Einfluss gewannen, wurde aus der römischen Hegemonialmacht eine **totalitäre Herrschaft**.



BPK / THE METROPOLITAN MUSEUM OF ART (AUSSCHNITT)

Nach seinem Sieg über die Makedonier zieht der römische Feldherr Lucius Aemilius Paullus mit großem Pomp in die Stadt Rom. In der Schlacht von Pydna am Fuß des Olymps hatten in dem nur einstündigen Kampf Zehntausende von Soldaten ihr Leben verloren (Ausschnitt aus einem Gemälde von Carle Vernet, 1789).

Antiochos III. unablässig darauf aus waren, das eigene Reich auf Kosten anderer zu vergrößern.« »Pleonexia« – Mehrhabenwollen – nannten das die Griechen.

Überhaupt lastete auf hellenistischen Herrschern ein gewaltiger Erfolgsdruck. Um ihrer Herrschaft auf Dauer Akzeptanz zu verleihen, mussten sie sich stets als siegreiche Eroberer beweisen. »Hellenistische Könige standen unter einem permanenten Erfolgszwang, waren mithin zum Siegen verdammt«, sagt John Ma von der University of Oxford – und das war auch ein Grund, warum diese ständig miteinander über Kreuz lagen. Denn durch Krieg legitimierten Alexanders Nachfolger ihre Herrschaft.

Wendiger und schlagkräftiger

War es im ersten Kampf mit Philipp nur darum gegangen, diesen von Italien fernzuhalten, musste Rom nun den Makedonenkönig fernab von Italien in einer strategisch schwierigen Region niederzwingen. Dafür genügte es nicht, Legionen dorthin zu schicken. In der komplizierten Vielstaatenwelt des Ostens war es nötig, das Unternehmen politisch vorzubereiten, Koalitionen zu schmieden und Sympathisanten des Gegners zum Stillhalten zu bewegen.

Vor diesem Hintergrund sei es ein »Glück für die Römer gewesen«, schreibt der griechische Historiker Plutarch, dass sie als kriegsführenden Konsul den erst 30-jährigen Adelsspross Titus Quinctius Flamininus für den Kampf gegen Philipp hatten, weil hier »mit gewinnenden Worten und freundlichem Wesen viel mehr auszurichten war als mit Krieg und Gewalt«.

Flamininus, der ein über das römische Normalmaß hinausgehendes Verständnis für die Mentalität der Griechen besaß, konnte beides: Krieg führen und die Griechen auf die Seite Roms ziehen. Ihm gelang es, Philipp im thessalischen Kynoskephalae (197 v. Chr.) zu besiegen. Das Novum dabei: Erstmals standen sich zwei unterschiedliche militärische Formationen gegenüber. Statt in der starren Aufstellung der Phalanx kämpften die Römer in kleineren und beweglicheren Manipeln – gestaffelt in drei Linien, von denen jede in zehn Manipel (zu dieser Zeit meist 120 Mann) aufgeteilt war – und rückten so gegen den Feind vor. Der taktische Vorteil: Brach diese Ordnung auseinander, konnten die kleineren Einheiten unabhängig voneinander weiterkämpfen. Ein

solches System erlaubte es, die Taktik dem jeweiligen Gelände anzupassen – und der Kampfweise des Gegners.

Der 2. Makedonische Krieg (200–197 v. Chr.) endete mit einem vollständigen römischen Sieg. Philipp musste alle seine außermakedonischen Besitzungen aufgeben, 1000 Talente Kriegsentschädigung zahlen und die Flotte bis auf fünf Schiffe ausliefern. Doch der Sieg allein genügte nicht. Um die Verhältnisse in Griechenland dauerhaft zu stabilisieren, musste man die Herzen seiner Bewohner gewinnen. Deshalb hatte Rom den Krieg gegen Philipp im Namen der griechischen Freiheit geführt – »und keiner verkörperte dieses Programm besser als der römische Feldherr und Philhellene Flamininus«, erklärt der Marburger Emeritus Malcolm Errington.

Rom hatte seine Mission erfüllt, doch statt selbst die Herrschaft über Griechenland zu übernehmen, zog es seine Legionen von dort zurück, begnügte sich mit der Rolle eines allmächtigen Protektors und Schiedsrichters und erklärte die griechischen Städte für frei und autonom. »Man scheute damals noch eine Übernahme direkter Herrschaft, wollte lieber kontrollieren als regieren«, so der Mainzer Althistoriker Gerhard Horsmann.

Die militärische Zurückhaltung schloss jedoch Engagement anderer Art nicht aus. Rom wurde, nachdem es die griechischen Verhältnisse geregelt hatte, unvermeidlich zur Garantiemacht für seine Regelungen – mit der notwendigen Konsequenz, die verkündete Freiheit zu schützen, wenn sie bedroht wurde.

Obgleich die Freiheitserklärung des Flamininus den griechischen Erwartungen weit gehend entsprochen hatte, ergaben sich schnell neue Probleme. Einerseits waren die Ätoler, Roms Verbündete im Kampf gegen Philipp, enttäuscht darüber, dass die Römer ihnen keine Vormachtstellung in Griechenland einräumten. Andererseits kam es zu Spannungen mit Antiochos III., der nun in das Machtvakuum hineindrängte, das das Zurechtstutzen Makedoniens und der Abzug der Römer in Griechenland hinterlassen hatten. Von den Ätolern ermuntert, landete Antiochos 192 v. Chr. in Hellas – und drang damit in Roms Sicherheitszone vor.

Um die Stärke als Schutzmacht der Griechen zu untermauern, erklärt der Senat dem Seleukidenherrscher den Krieg. 191 v. Chr. wird er aus Griechenland vertrieben, im Jahr darauf kommt es bei Magnesia im westlichen Kleinasien zur Entscheidungsschlacht, in der das römische Milizheer die zahlenmäßig überlegenen Söldnertruppen des Antiochos vernichtend schlägt. Im Frieden von Apameia muss dieser sämtliche seleukidischen Besitzungen in Kleinasien westlich des Taurus abtreten, seine Flotte zerstören und die Haltung von Kriegselefanten aufgeben.

Unruheherd Griechenland

Innerhalb von zehn Jahren war es den Römern gelungen, sich gegen zwei führende hellenistische Königreiche durchzusetzen. Rom war die einzige verbliebene Großmacht, von ihr hing nun alles ab. »Fast sämtliche Staaten und Städte des griechischen Ostens schickten fortan Gesandtschaften nach Rom, da nun für alle die Erfüllung aller Wünsche für die Zukunft in den Händen des Senats lag«, berichtet Polybios. Doch die Rolle als Schutzmacht hatte ihren Preis. Sie wurde mit der Notwendigkeit erkauft, die hellenistische Staatenwelt dauerhaft unter Kontrolle zu halten – selbst auf die Gefahr hin, immer tiefer in innergriechische Konflikte hineingezogen zu werden.

Die großen Drei des Hellenismus

Aus der Erbmasse des Alexanderreichs gingen zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. drei Teilreiche hervor, die von Herrscherdynastien regiert wurden: Die Antigoniden, das Geschlecht des Heerführers Antigonos, herrschten über Makedonien, Teile Griechenlands und des Balkans; die Seleukiden, die Erben des Offiziers Seleukos, unterwarfen riesige Territorien zwischen der Ägäis und Indien; die Ptolemäer, die Dynastie des Alexander-Feldherrn Ptolemaios, rissen Ägypten sowie einige Teile Kleinasiens an sich.

Diese »großen Drei« waren die dominierenden Mächte im Zeitalter des Hellenismus, jener Epoche von Alexander dem Großen bis zum Tod Kleopatras (336–30 v. Chr.), in der sich die Kultur der Griechen von der südlichen Adria bis zum Indus verbreitete.

Neben den hellenistischen Großreichen existierten in diesem Kulturraum noch eine Reihe von kleineren Dynastien, wie das pergamenische Reich der Attaliden im Westen Kleinasiens oder das Königreich von Bithynien an der Südküste des Schwarzen Meers.

Schließlich behaupteten sich neben der Monarchie auch die Ideale von Autonomie und Demokratie – in der Inselrepublik Rhodos oder den Städteunionen Griechenlands. Unter Letzteren waren der Ätolische Bund im Nordwesten sowie der Achäische Bund auf dem Peloponnes die bedeutendsten. Diese »koina« (griechisch: das Gemeinsame) genannten Bundesrepubliken setzten sich aus mehreren vormals unabhängigen griechischen Stadtstaaten (»poleis«) zusammen, die intern autonom waren, ihre außenpolitischen und militärischen Befugnisse aber an übergeordnete Instanzen abgegeben hatten. Denn nur unter dem schützenden Dach einer föderativen politischen Organisation glaubte man im Schatten der Großmächte dauerhaft bestehen zu können.

Um 200 v. Chr. bestand die hellenistische Staatenwelt aus vielen Reichen, in denen es immer wieder zu Unruhen kam (oben). Diese riefen die Römer auf den Plan, die ihren Machtbereich bis 30 v. Chr. über weite Teile des östlichen Mittelmeerraums ausdehnten .



Schwarzes Meer
PAPHLAGONIEN
Sinope
Byzantion
Herakleia
Kotyoa
Trapezous
ANTIGONIDEN
Pydna
Pella
PONTUS
BITHYNIEN
Kaspisee
ARMENIEN
Kynoskephalae
Pergamon
GALATIA
ÄTOLISCHER BUND
Magnesia
Chios
Apamea
KAPPADOKIEN
ATROPATENE
ACHÄISCHER BUND
Athen
Korinth
SPARTA
Seleukeia
Rhodos
KILIKIEN
Antiochia
SELEUKIDENREICH
Kreta
Zypern
Dura Europos
Mittelmeer
Damaskus
Kyrene
Ptolemais
Seleukeia
Gabai
Jerusalem
Susa
Alexandria
Raphia
PTOLEMÄER-REICH
Persischer Golf
200 v. Chr.
Seleukidenreich
Ptolemäerreich (Ägypten)
Antigoniden (Makedonien)
Ätolischer Bund, Achäischer Bund, Sparta
kleinasiatische Königtümer
Schlacht
Stadt
Rotes Meer
N
0
500 km
Schwarzes Meer
Thrakien
BITHYNIA 74 v. Chr.
MACEDONIA 148 v. Chr.
BITHYNIA et PONTUS 63 v. Chr.
Pella
Kaspisee
Cappadocia
Galatia
Phrygia
ASIA 129 v. Chr.
Korinth
ACHAEA 146 v. Chr.
Athen
Lycia
Antiochia
CILICIA 102 v. Chr.
SYRIA 63 v. Chr.
KRETA
CYPRUS 58 v. Chr.
Mittelmeer
Kyrene
Alexandria
Eleusis
CYRENE 74 v. Chr.
AEGYPTUS 30 v. Chr.
Persischer Golf
Rotes Meer
N
0
500 km
römische Provinzen 30 v. Chr.



Der Fries vom Siegesmonument des römischen Feldherrn Lucius Aemilius Paullus stand einst im Tempel des Apollo in Delphi. Er erinnert an die Schlacht von Pydna, in der Paullus 168 v. Chr. die Makedonier unter der Führung von Perseus, dem Sohn Philipps V., besiegte.

Was die Griechen vorher unter sich ausmachten, oftmals in brutaler Form, regelte nun der römische Senat – stets unter der Prämisse, dass in dem ewig unruhigen Staatengewirr östlich von Italien stabile Verhältnisse einkehren sollten. »Eine äußerst naive Vorstellung«, so der Althistoriker Paul McKechnie von der Macquarie University in Sydney. Denn je mehr die Römer für alles und alle zuständig wurden, desto stärker ließen sie die Griechen spüren, dass diese nicht mehr Herr im eigenen Haus waren und der wachsende Einfluss der Römer Hellas zusehends in ein römisches Protektorat verwandelte.

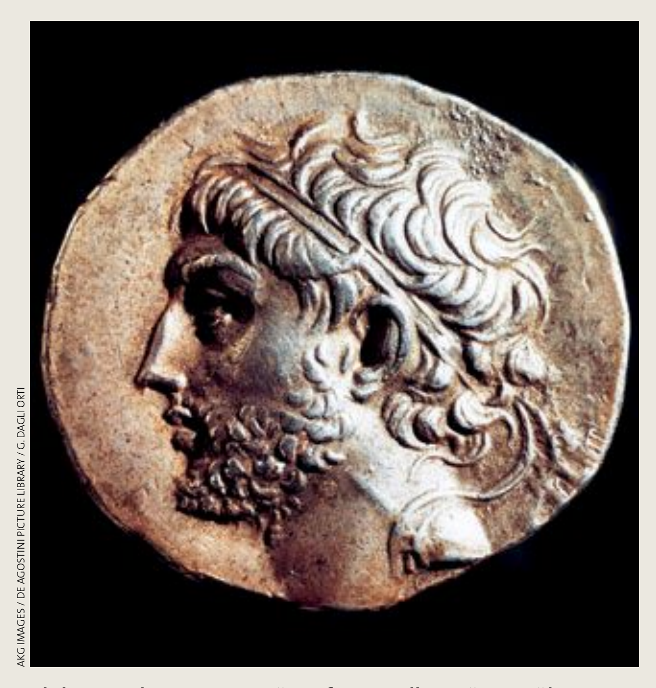
Ein Sachverhalt, der im politischen Minenfeld Griechenlands leicht antirömische Ressentiments hervorrufen konnte und Wasser auf die Mühlen all derer war, die eine Autonomie forderten. Diese sahen ihre Stunde gekommen, als Makedonien unter seinem jungen und brennend ehrgeizigen König Perseus wiedererstarkte und systematisch die Unzufriedenheit in Griechenland für seine Zwecke zu nutzen begann. »Auf diese Weise kam es zu der paradoxen Situation, dass ausgerechnet Makedonien, dessen Herrscher die Demokratie in Hellas seit den Tagen Alexanders mit Füßen traten, sich zum Vorkämpfer der Unabhängigkeit aufschwingen konnte«, so der Hellenismusexperte Eric Gruen von der University of California in Berkeley.

Zu allem Übel tat sich im Frühjahr 168 v. Chr. eine zweite Front in Ägypten auf: Der Seleukidenkönig Antiochos IV. marschierte in das krisengeschüttelte Ptolemäerreich ein und drohte auch hier, das ohnehin labile Mächtegleichgewicht des östlichen Mittelmeerraums zu gefährden. Erneut mussten die Römer ihre Legionen in Marsch setzen, und erneut verließen sie das Schlachtfeld als Sieger – dank ihres Feldherrn Lucius Aemilius Paullus, der 168 v. Chr. bei Pydna, am Fuß des Olymps, die makedonische Phalanx aufrieb. Auch jetzt wollte der Senat keine direkte Kontrolle übernehmen, andererseits sollte Makedonien als Gefahrenherd ausgeschaltet werden. »Man verfiel auf eine Art von antikem Morgenthau-Plan, eine Zerschlagung der gewachsenen Strukturen«, erzählt der Althistoriker Alan Bowman von der University of Oxford. Makedonien wurde in vier voneinander unabhängige Gebiete geteilt, denen jeder Kontakt untereinander untersagt war; nicht einmal Eheschließungen waren erlaubt. Damit verschwand der Staat endgültig von der Bildfläche.

Kurzen Prozess machten die Römer auch mit den griechischen Anhängern der Makedonen. Viele wurden hingerichtet, andere teils versklavt, teils als Geiseln nach Rom deportiert – darunter etwa der spätere Historiker Polybios. Das Signal, das von diesem Strafgericht ausging, war eindeutig: Rom war nicht mehr länger gewillt, Unbotmäßigkeiten zu dulden.

Roms Machtworte, Roms Demütigungen

Schon zwei Tage nach der Schlacht bei Pydna erschien der römische Konsul Gaius Popilius Laenas an der Spitze einer römischen Gesandtschaft in Ägypten. In Eleusis, einem Vorort von Alexandria, traf er auf Antiochos IV., der kurz davorstand, dem Ptolemäerreich den Garaus zu machen. Ohne sich groß mit diplomatischen Formalitäten aufzuhalten, forderte Roms Emissär den Seleukidenherrscher ultimativ auf, die Kampfhandlungen sofort einzustellen und binnen Monatsfrist Ägypten mit seinen Truppen zu verlassen.



AKG IMAGES / DE AGOSTINI PICTURE LIBRARY / G. DAGLI ORTI

Philipp V. – hier sein Porträt auf einer Silbermünze – überzog weite Teile des östlichen Mittelmeerraums mit Krieg. Um 200 v. Chr. antworteten die Römer darauf mit einem Gegenschlag.

»Als der König erwiderte, sich darüber erst mit seinem Stab beraten zu wollen, zog Popilius Laenas mit einem Stock einen Kreis um Antiochos herum und befahl ihm, in diesem Kreis seine Antwort zu geben. Der König war befremdet über dieses anmaßende Vorgehen, erwiderte aber nach kurzem Zögern, er werde alles tun, was die Römer ihm auftrügen. Dem Druck der Umstände gehorchend, führte der Seleukide sein Heer nach Syrien zurück.« Diese Episode aus der Feder des griechischen Historikers Polybios macht deutlich, wie viel Gewicht Roms Stimme zu diesem Zeitpunkt in der östlichen Mittelmeerwelt besaß. Ein bloßes Machtwort eines römischen Amtsträgers hatte genügt, um eine autokratische Gewaltnatur wie Antiochos IV. zum Einlenken zu bewegen. »Selten ist ein hellenistischer König tiefer gedemütigt worden«, urteilt der Bamberger Althistoriker Werner Huß, der in Laenas' Vorgehen eine »eindrucksvolle Demonstration römischen Hegemonieanspruchs im östlichen Mittelmeerraum« sieht.

Nicht minder aussagekräftig war die mehr als devote Art und Weise, wie die Ptolemäer nach dem »Tag von Eleusis« dem römischen Senat für die ihnen erwiesenen Wohltaten dankten sowie für dessen herablassende und versteckt drohende Antwort, die Ptolemäer sollten in der Treue des römischen Volks den auf Dauer gewährten, wichtigen Schutz ihrer Herrschaft sehen. Ägypten wurde damals der Stempel des römischen Vasallen und Schützlings aufgeprägt, den es niemals wieder loswerden sollte.

Damit hatte sich die »Geometrie des mediterranen Machtgefüges« zu Gunsten der Römer verschoben. Rom diktierte fortan das Gesetz des Handelns; ohne oder gar gegen die westliche Ordnungsmacht ging im griechischen Osten nichts mehr, schlussfolgert der Althistoriker Michael Sommer von der Universität Oldenburg. So markiert das Jahr 168 v. Chr. eine Zäsur in den Beziehungen zwischen Rom und den Mächten der hellenistischen Staatenwelt.

Mit der Vernichtung des Makedonenreichs und der Demütigung des Seleukiden Antiochos vor Alexandria war die römische Vorherrschaft im östlichen Mittelmeerraum endgültig Fakt geworden. Zugleich hatten sich die Formen, in denen Rom seine Machtstellung dort geltend machte, deutlich zum Gewaltsamen hin gewandelt. Aus einer relativ lockeren Hegemonie war eine drückende Zwangsherrschaft geworden.

Dieser neue Geist der römischen Ostpolitik offenbart sich nach Ansicht von Polybios nirgends deutlicher als in den Instruktionen, die der Senat einer Gesandtschaft erteilte, die anlässlich der Nachfolgeregelung für den 164 v. Chr. verstorbenen Antiochos IV. ins Seleukidenreich entsendet wurde. Die Emissäre sollten demnach »die Kriegsschiffe verbrennen, den Kriegselefanten die Sehnen durchtrennen lassen und überhaupt die Macht des Reichs in jeglicher Weise beschneiden«. Jetzt wurde wahr, was der Grieche Lycophron schon zu Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. orakelt hatte: »Sie ergreifen das Zepter über Land und Meer und die Alleinherrschaft.«

Jegliche Toleranz gegenüber einer unabhängigen griechischen Politik, die nicht mit den Positionen Roms übereinstimmte, war geschwunden; gleichzeitig verstärkte sich die Neigung, politische Gegner hart zu bestrafen, gegebenenfalls komplett auszuschalten. Als sich Anfang der 140er Jahre neuer Widerstand in Makedonien formierte, riss den Römern der Geduldsfaden: Makedonien wurde annektiert und 148 v. Chr. zur römischen Provinz erklärt. Auch mit den Achäern, die gegen Rom aufbegehrten, machte man nun kurzen Prozess – ihre Kapitale Korinth wurde 146 v. Chr. (wie kurz zuvor Karthago) dem Erdboden gleichgemacht, ihr Bund aufgelöst und Griechenland Teil der römischen Provinz Macedonia.

»Spätestens jetzt waren im Senat die Würfel dafür gefallen, von einer formellen Hegemonie zur direkten Herrschaft überzugehen«, urteilt der Althistoriker David Kennedy von der University of Western Australia. Eine Region nach der anderen wurde in der Folgezeit gleich einer Reihe fallender Dominosteine dem immer weiter nach Osten hineinwachsenden römischen Imperium einverleibt: Auf Macedonia folgte 129 v. Chr. die Provinz Asia als Roms erster Brückenkopf in Vorderasien, 102 v. Chr. Cilicia und 74 v. Chr. Bithynia. Der römische Feldherr Pompeius liquidierte 63 v. Chr. das Seleukidenreich und richtete auf dessen Trümmern die Provinz Syria ein. Den Schlussstrich unter diese Entwicklung zog 30 v. Chr. Oktavian, der spätere Kaiser Augustus, als er Ägypten zur römischen Provinz machte.

Damit waren alle drei hellenistischen Großreiche von der politischen Landkarte verschwunden. An ihre Stelle trat das Imperium Romanum, das, so der 2013 verstorbene Althistoriker Karl-Wilhelm Welwei, zur »politischen Hülle der griechischen Zivilisation« wurde.

ETRUSKER

Die seltsamen Nachbarn

Lange konnte die Kultur der Etrusker nur anhand ihrer Nekropolen erforscht werden. Grabungen in Heiligtümern und einer Siedlung bestätigen, was Griechen und Römer schon dachten: Die Etrusker waren speziell!

Von Martin Bentz



Die »Chimäre von Arezzo«, ein Mischwesen aus Löwe, Ziege und Schlange, gilt als Meisterwerk der etruskischen Bronzegießer (Ende 5., Anfang 4. Jahrhundert v. Chr.).

Der heiligste Ort der Etrusker war das »Fanum Voltumnae«. Der römische Historiker Livius schilderte die jährlichen Treffen dort, die mit Jahrmarkt, Wettkämpfen und politischen Versammlungen einhergingen. Schon im 14. Jahrhundert spekulierten Gelehrte über Lage und Aussehen, doch bis vor Kurzem wurden Etruskologen nicht fündig. Sie glaubten daher, es sei aus vergänglichen Materialien errichtet worden und deshalb nicht mehr nachweisbar. Simonetta Stopponi, Archäologin der Università degli Studi di Perugia, ließ jedoch nicht locker und hat nun in der Nähe der heutigen Stadt Orvieto einen geeigneten Kandidaten entdeckt. Bislang wurden eine Prozessionsstraße, vier Kultbauten, Altäre und große Mengen an Weihegeschenken freigelegt. Die etruskische Kultur bietet offenbar noch so manche Überraschung.

Die Etrusker selbst nannten sich »Rasna« beziehungsweise »Rasenna«. Als »Tyrrhenoi« wurden sie von den Griechen, als »Tusci« beziehungsweise »Etrusci« von den Römern bezeichnet. Sie prägten Italien vom 8. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr., also bis sie im Römischen Reich aufgingen. Ihr Kernland umfasste die heutige Toskana sowie den nördlichen Teil Latiums und den Westen Umbriens (siehe Karte S. 28 links). Im Westen bildete das Tyrrhenische Meer eine natürliche Grenze, im Süden und Osten floss der Tiber, im Norden der Arno, wo sich auch der Apennin erhob. Benachbart lebten etliche italische Völker: Im Süden die Latiner, Sabiner und Falisker, im Osten Umbrer und Picener, im Norden Ligurer und Veneter. Zur Zeit ihrer größten Macht und Blüte im 6. Jahrhundert erweiterten die Etrusker ihren Einflussbereich bis in die Poebene und Kampanien. Das sicherte einerseits den Handel mit den Kelten im Norden und den freien Zugang zu den Adriahäfen, ermöglichte andererseits direkten Kontakt mit den griechischen Koloniestädten Süditaliens. Darüber hinaus gab es etruskische Präsenzen auf Korsika, in Südfrankreich und Nordafrika.

Die Städte im Norden – wie etwa Volterra oder Chiusi – waren eher dem Binnenland zugewandt und lagen zumeist auf der Spitze steiler Hügel, während die großen Städte des Südens – zum Beispiel Vulci, Tarquinia und Caere – Seehandel betrieben und auf von tiefen Flusstälern begrenzten Hochplateaus lagen. Bis auf Populonia lag keine einzige Stadt unmittelbar an der Küste; sie unterhielten daher eigene Hafenstädte.

Dieses Volk bildete keine einheitliche Nation, sondern organisierte sich in unabhängigen Stadtstaaten, die aber einen losen »Zwölfstädtebund« bildeten. Das Verbindende waren vor allem die gemeinsame Sprache und die Religion. Geleitet wurde der Bund von einem Beamten oder Priester, der vermutlich »zilath mechl rasnal« hieß, was dem in römischen Quellen genannten »praetor Etruriae« entspricht. Einmal im Jahr versammelte man sich im erwähnten »Fanum Voltumnae«. In den Stadtstaaten herrschte zunächst ein monarchisches System mit Königen beziehungsweise »Lucumones« an der Spitze. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts kam eine oligarchisch-republikanische Regierungsform auf, bei der die wichtigen religiösen und politischen Ämter im Wechsel von Mitgliedern der bedeutenden Familien, den »gentes«, ausgeübt wurden.

Mag dieses System der gesellschaftlichen Organisation in vielem auch den griechischen »poleis« ähneln, mutmaßte der griechische Historiker Herodot im 5. Jahrhundert dennoch, die Etrusker stammten aus Lydien in Kleinasien, wo eine Hungersnot sie zur Auswanderung trieb. Ihrem Anführer Tyrrhenos verdanke sich die griechische Bezeichnung »Tyrrhenoi«. Dionysios von Halikarnassos, der um die Zeitenwende lebte, sah in ihnen zwar ein uritalisches Volk, andere antike Autoren verorteten ihre Abstammung aber nördlich der Alpen. Einig waren sich dennoch alle darin, dass die Etrusker hinsichtlich Sprache und Religion anders seien als ihre Nachbarn.

Viele Wurzeln der etruskischen Kultur

Aus heutiger Sicht enthalten diese drei Theorien zur Herkunft alle ein wenig Wahrheit, doch keine von ihnen kann allein Gültigkeit beanspruchen. Die archäologischen Zeugnisse legen vielmehr einen Jahrhunderte dauernden Prozess nahe, in dem sich verschiedene Einflüsse vermischten, bis etwa ab 700 v. Chr. die Merkmale der etruskischen Kultur ausgebildet waren. Massimo Pallottino von der Università degli Studi di Roma »La Sapienza« hat dieses Modell maßgeblich geprägt. Er verwies auf die kontinuierliche Besiedlung vieler Orte von der Bronzezeit des 2. Jahrtausends v. Chr. über die früheisenzeitliche Villanovakultur bis zu den Städten des Zwölferbunds. Dies bestätigt die These des uritalischen Volks. Dem stehen jedoch Einflüsse von außen entgegen, wie etwa die Einführung der Brandbestattung in der späten Bronzezeit aus dem nordalpinen Raum oder importierte Waren und handwerkliche Traditionen aus griechischen und vorderasiatischen Regionen.

Neuerdings unterfüttern die Anhänger der verschiedenen Theorien ihre Modelle mit naturwissenschaftlichen Daten. So ergaben DNA-Vergleiche 2007 eine genetische Verwandtschaft zahlreicher Bewohner des toskanischen Dorfs Murlo, das die Etrusker im 7. Jahrhundert v. Chr. gegründet hatten,

AUF EINEN BLICK

IM- UND EXPORT VON IDEEN

1 Anhand von Inschriften und ersten Siedlungsbefunden rekonstruieren Forscher die Struktur und das Alltagsleben der etruskischen Gesellschaft. So hatte sich offenbar im 6. Jahrhundert v. Chr. eine **Elite** etabliert, die in den Stadtstaaten das Sagen hatte.

2 Aktuelle Siedlungsfunde bestätigen griechische und römische Überlieferungen, dass sich die **etruskische Kultur** in vielerlei Hinsicht von der ihrer Nachbarn unterschied. Beispielsweise fand wohl das **öffentliche Leben auf den Straßen**, nicht auf einem zentralen Marktplatz statt.

3 Die Etrusker hatten zahlreiche Elemente ihrer Kultur insbesondere von Griechen und Römern übernommen. Doch es gab auch einen **Ideenexport**: Das typisch römische **Atriumhaus** ging sehr wahrscheinlich auf etruskische Vorbilder zurück.



BEIDE KARTEN: SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT / EMDE-GRAFIK NACH: MARTIN BENTZ



In ihrer Blütezeit (8. – 5. Jahrhundert v. Chr.) waren die Etrusker Hauptakteure des internationalen Handels. Der vernetzte vor allem die Kulturen des Mittelmeerraums, schloss aber ebenso die keltischen Gruppen Mitteleuropas mit ein. In dieser Zeit beherrschten die Etrusker auch Teile Norditaliens und Korsikas.

mit Menschen des Nahen Ostens. 2013 verwies eine Gruppe italienischer Genetiker um Silvia Ghirotto von der Università degli Studi di Ferrara die damit untermauerte Migration aber anhand von 150 Genproben aus Anatolien in eine Zeit vor 5000 Jahren. Gleichzeitig ermittelten sie durch Vergleich von 30 etruskischen DNA-Proben mit 27 aus dem Mittelalter und 370 aus der Gegenwart eine genetische Kontinuität zwischen den antiken Bewohnern der Toskana und einem kleinen Teil der heutigen Bevölkerung.

Die Etrusker hätten sich laut Ghirotto demnach doch lokal entwickelt. Eine enge, auf Zuwanderung hindeutende Beziehung bestehe allerdings zu mitteleuropäischen, insbesondere süddeutschen Bevölkerungsgruppen. Mögen die Naturwissenschaften auch solide Zahlenwerke und Statistiken liefern – offenbar geben sie nicht automatisch die historische Wirklichkeit wieder, sondern müssen im Kontext archäologischer Befunde gedeutet werden.

Weihinschriften für die Götter

Im Jahr 1964 entdeckten Archäologen aus Rom im etruskischen Heiligtum von Pyrgi, der Hafenstadt der Metropole Caere, drei dünne, mit Inschriften versehene Goldblättchen, die vermutlich an die hölzernen Türen oder Säulen des Tempels angenagelt worden waren. Zwei davon waren in etruskischer Sprache beschriftet, das dritte in phönizischer. Vor allem aber konnten die Forscher zeigen, dass der phönizische Text einem der etruskischen entsprach. Es war eine Weihinschrift des Herrschers von Caere, welcher der Göttin Uni einen Tempel und eine Statue gestiftet hatte. Zwar war der Text zu kurz, um als »Stein von Rosette« bei der Erforschung der etruskischen Sprache zu dienen, sie gab jedoch wichtige Impulse. So ließen sich zahlreiche Wortbedeutungen klären, zudem war sie ein guter Beleg für die engen Beziehungen zwischen den Etruskern und den Phöniziern, die mit Karthago eine wichtige Kolonie im westlichen Mittelmeer gegründet hatten.

Inzwischen ist das Etruskische aus mehreren Tausend Inschriften vom späten 8. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. bekannt. Da sie in einem abgewandelten griechischen Alphabet verfasst wurden, lassen sie sich lesen, die meisten auch verstehen. Ein Großteil stammt von Grabmälern und nennt die Namen der Verstorbenen, ihrer Väter und Mütter, Herkunft und Alter. Eine weitere große Gruppe bilden Weihinschriften wie die erwähnten Goldblättchen, die ein Objekt als Besitz eines Gotts auswiesen. Zudem erklärten sie, wer welchem Gott etwas für wen oder welchen Zweck geweiht hatte. Verständnisschwierigkeiten bereiten vor allem die wenigen längeren Texte, in denen sich Worte und Formen finden, die nirgends sonst vorkommen und die sich daher mangels Vergleichsmöglichkeit schwer deuten lassen.

Meist ist der Kontext klar: Es handelt sich entweder um Ritualvorschriften, Festkalender oder Verträge. Berühmte Beispiele sind die »Mumienbinde von Zagreb« mit ihren etwa 1200 Wörtern, in der Regularien für Opferfeste in einer uns unbekannten Stadt festgehalten sind, oder die bronzene »Tabula Cortonensis«, die in etwa 200 Worten die Bedingungen eines Landverkaufs dokumentiert. Eine etruskische Literatur oder Geschichtsschreibung gab es aber offenbar nicht. Religiöse Texte hingegen existierten reichlich, doch sie sind nur durch später entstandene römischen Berichte bekannt.

Auffällig ist, dass Etruskisch nicht zur indogermanischen Sprachfamilie gehörte, was erneut die Frage nach der Herkunft dieser Kultur aufwirft. Kritische Sprachvergleiche von

Linguisten, zeigen, dass scheinbare Verwandtschaften zu Sprachen der italischen Nachbarvölker oder dem Griechischen lediglich Lehnwörter betreffen, nicht aber die Struktur.

Dass ein Ideen- und damit einhergehend Wortimport möglich war, bezeugen Ausgrabungen der Universitá degli Studi di Perugia in Gravisca, der Hafenstadt von Tarquinia. Sie brachten Produkte zu Tage, die aus Phönizien, Ägypten, Ostgriechenland, Sparta, Korinth und Athen stammten. Ein Steinanker, der laut Inschrift einem gewissen Sostratos von der Insel Ägina vor Athen gehörte, sowie Weihschriften im Hafenheiligtum belegen die Präsenz von Griechen.

Bodenschätze brachten Wohlstand

Demnach hatten die Etrusker großen Anteil an der vernetzten Welt des Mittelmeerraum im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. Zusammen mit Phöniziern und Griechen betrieben sie, wie auch zahlreiche Darstellungen beweisen, einen intensiven Fernhandel zur See, der nicht nur Waren, sondern auch Ideen von einem Land zum anderen beförderte. Etrurien war mit seinen reichen Bodenschätzen, vor allem Eisenerz, ein begehrter Handelspartner. Funde und Inschriften belegen die Präsenz und Assimilierung von ausgewanderten Griechen und Phöniziern in etruskischen Städten. Umgekehrt dokumentierten etruskische Eliten ihren daraus resultierenden Wohlstand durch den Import von Luxusprodukten.

Wie weit dieses Handelsnetz reichte, zeigen von der Ostsee stammender Bernstein, Grabmalereien mit dem am Nil hergestellten Ägyptisch-Blau, Edelmetallgefäße und Elfenbeinschnitzereien von der Levante. Einheimische Werkstätten imitierten häufig solche teuren Waren, und wegen der großen Nachfrage wanderten ausländische Handwerker in Etrurien ein. Ein gutes Beispiel, wie im Zuge des Handels eine gesellschaftliche Sitte übernommen wurde, ist das Essen und Trinken bei festlichen Anlässen nicht im Sitzen, sondern im Liegen. Es verbreitete sich aus Griechenland kommend im 6. Jahrhundert v. Chr. schnell unter Aristokraten, wie entsprechende Grabfunde und -bilder bezeugen. Der Züricher Archäologie Christoph Reusser wies zudem vor zehn Jahren nach, dass die griechische Keramik als Zeichen hellenischer Kultur und Sitten Einzug hielt, jedoch nicht auf die Oberschicht beschränkt, sondern auch bei einfachen Menschen und das in allen Teilen Etruriens.

Die Forscher interpretierten diese Beziehungen bis vor wenigen Jahren als Phänomen reiner »Akkulturation«, also der Übernahme von Kulturelementen einer höherstehenden Gesellschaft durch eine einfachere. Heutzutage spricht man neutraler von Kulturkontakten und deren Auswirkungen auf lokale Identitäten. Denn eigene Traditionen wurden offenbar nicht unbedingt zu Gunsten der importierten aufgegeben, wie man beispielsweise bei der Bekleidung sieht. Zudem wurden verschiedene Elemente kreativ miteinander verarbeitet, was Stilanalysen etruskischer Keramik zeigen.

Wie in vielen Bereichen der Altertumsforschung zählen das Alltagsleben und damit zusammenhängende gesellschaftliche Fragen zu den weißen Flecken der Etruskologie. Denn die

MARTIN BENTZ

Ein nach oben offener Raum im Zentrum, das Atrium, darum herum weitere Zimmer des Hauses – dergleichen kannten Archäologen vor allem aus römischen Städten wie Pompeji. Wie die Rekonstruktion zeigt, gab es das Atriumhaus aber schon im älteren etruskischen Kainua.

Städte und Dörfer Etruriens wurden häufig in römischer Zeit, im Mittelalter oder der Neuzeit überbaut, so dass sie sich heute nur schwer erforschen lassen. Im Zusammenhang können Archäologen vor allem die Nekropolen ausgraben, die außerhalb angelegt worden waren. Es gibt nur eine etruskische Stadt, deren gesamte Struktur sie in den letzten zehn Jahre erforscht haben – das beim heutigen Bologna gelegene Marzabotto, das etruskische Kainua.

Die auf einem flachen Plateau liegende, von einem Wall geschützte Stadt wurde Mitte des 6. Jahrhunderts mit einem rechtwinkligen Straßensystem angelegt und im Lauf der Zeit nur innerhalb dieses Rasters umgestaltet. Die rationale Vorgehensweise ist vermutlich stark von griechischen Koloniestädten in Süditalien beeinflusst. Nach nur 150 Jahren Blüte wurde Kainua im Zuge der Kelteneinfälle wieder verlassen.

Tempelsäulen aus Holz

Im Norden lagen offenbar die sakralen Bereiche: Insbesondere überblickten fünf Tempel und Altarbezirke von der Akropolis aus die Stadt. Vor wenigen Jahren kamen zudem bei Bauarbeiten in einem Gebiet, das außerhalb der antiken Stadtbefestigung lag, dutzende profilierte Steinbasen ans Licht. Sie gehörten wohl zu einem Quellheiligtum, in dem Nymphen verehrt wurden. Eine unbeschädigte 30 Zentimeter große Statuette einer vornehm gewandeten etruskischen Frau wurde dort den Göttinnen geweiht. Sie hielt eine Blüte in der Hand, ein bekanntes Fruchtbarkeitssymbol. Ein Team um den Archäologen Giuseppe Sassatelli von der Universitá di Bologna hat inzwischen obendrein den zentralen städtischen Tempel freigelegt, der dem obersten Gott Tinia geweiht war. Es handelt sich um einen Ringhallentempel mit Säulenreihen auf allen vier Seiten, auch das ein von den Griechen übernommenes Konzept. Die Säulen standen aber nicht, wie in Griechenland üblich, auf einer breiten, soliden Fundamentreihe, sondern besaßen einzelne runde Fundamente aus Flusskieseln. Auf diesen standen die Holzsäulen, welche das Gebälk und ein Dach aus großen, teilweise bemalten Tonziegeln trugen.

Die wirtschaftlichen Grundlagen der Stadt bildeten Handel und Handwerk, weniger die Landwirtschaft, die im engen Flusstal nicht extensiv betrieben werden konnte. Ein eigenes Handwerkerviertel, wie in antiken Städten üblich, hatte Kainua zwar nicht, doch sind Spuren einer florierenden Keramik- und Bronzeproduktion über das ganze Stadtgebiet verteilt und finden sich zumeist in den Wohnhäusern. Was nach wie vor fehlt, ist ein Marktplatz, wie er zur Grundausstattung jeder griechischen und römischen Stadt gehörte. Weil dergleichen noch in keiner etruskischen Siedlung zu Tage kam, wurde schon vermutet: Dort fungierten Wege als öffentlicher Raum. Dazu passt, dass die Hauptstraßen in Kainua mit 15 Meter überdurchschnittlich breit sind.

Neue Ausgrabungen in den Wohnbereichen durch den Autor und Christoph Reusser von der Universität Zürich zeigen eine Übernahme kultureller Elemente auch in der Gegenrichtung. Denn in Kainua konnten sie einen Haustypus nachweisen, der 100 bis 150 Jahre später in römischen Siedlungen wieder auftrat: das Atriumhaus, wie man es aus Rom, insbesondere aber aus Pompeji kennt, und das als römisches Haus schlechthin gilt. Charakteristisch ist die strenge Symmetrie mit einer zentralen Halle, dem »Atrium«, und direkt daran anstoßend der »Tablinum« genannte Raum. Er lag in der Blickachse des Atriums und diente ebenso wie dieses dem Empfang von Besuchern. In seitlich gelegenen Flügelräumen, den »Alae«, wurden zudem die Ahnenporträts ausgestellt. Offenbar hatten die Etrusker diesen Haustypus vorweggenommen.

Die etruskischen Exemplare belegten etwa doppelt so viel Fläche wie die übrigen Häuser Kainuas. Zudem lagen sie alle an der Hauptstraße in der Nähe des großen Tempels. Darin wohnten also Angehörige der Elite, die solche Räume und Raumfolgen benötigten, um Gefolgsleute zu empfangen, Geschäften nachzugehen und die Bedeutung ihrer Familie herauszustellen. Diese Funktion von Privathäusern kannten die Griechen nicht, die ihre öffentlichen Angelegenheiten auf dem Markt beziehungsweise in öffentlichen Gebäuden erledigten. Die Annahme liegt nahe, dass dies ein Wesenszug etruskischer Kultur war, den die Römer mitsamt dem zugehörigen materiellen Niederschlag später »importierten«.

Wie in Kainua helfen neue Siedlungsbefunde, das Alltagsleben der Etrusker zu verstehen. Ausgrabungen von Heiligtümern bestätigen, was griechische und römische Autoren von ihnen sagten: Religion spielte in ihrem Leben eine zentrale Rolle; Tempel bildeten daher wichtige öffentliche Räume in den Städten. Von überregionaler Bedeutung freilich war das »Fanum Voltumnae«, das eingangs erwähnte Bundesheiligtum der Etrusker, an dem sich die Vertreter der Stadtstaaten jährlich trafen. Dieser Ort besaß eine ähnliche Bedeutung wie Delphi oder Olympia für die Griechen. Obwohl die meisten etruskischen Heiligtümer in römischer Zeit aufgegeben wurden, konnte Simonetta Stopponi hier eine kultische Nutzung bis in die Spätantike nachweisen. Sogar eine christliche Kirche wurde später auf einem der alten Tempel errichtet. ~

DER AUTOR



Martin Bentz, Archäologe an der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, ist Spezialist für die etruskische und griechische Kultur und deren Wechselbeziehungen. Zu diesem Themenbereich hat er hat mehrere Ausgrabungen durchgeführt sowie Ausstellungen und Tagungen organisiert.

QUELLEN

Bentz, M., Reusser, C.: Marzabotto. Planstadt der Etrusker. Philipp von Zabern, Mainz 2008

Camporeale, G.: Die Etrusker, Geschichte und Kultur. Artemis und Winkler, Düsseldorf 2003

Dieser Artikel im Internet: www.spektrum.de/artikel/1286312

Einzigartiges Nachschlagewerk!

Album der Deutschen Reichs- und Staats-Wappen

Reprint der seltenen Originalausgabe von 1895. Als das Deutsche Reich 1871 gegründet wurde, hatte es weder eine Nationalflagge noch eine Hymne. Erst durch Allerhöchsten Erlass im Jahr 1892 wurden die Farben Schwarz-Weiß-Rot zur Nationalflagge bestimmt. So herrschte bzgl. der Hoheitszeichen des Reichs und der Bundesstaaten mancherlei Verwirrung. ● (SA) 64 S. 16 x 19,5 cm, 25 farbige Wappentafeln, dazu deren genaue Beschreibung,geb.

939235 statt Orig.-Ausg. € 245,-
Sonderausgabe nur **€ 16,95**

Wendenpfennig

Original-Silbermünze aus der Zeit 10.-11. Jh. n. Chr.

Seit einigen Jahren beschäftigt sich die Forschung mit dem Wendenpfennig, der auch Sachsenpfennig oder auch sächsischer Randpfennig genannt wird. All diesen Münzen ist der auffällig zusammengedrückte (aufgebördelte) Rand eigen. Vorkommnisse dieser Münzen ordnete man zunächst dem Nordosten Europas zu. Mittlerweile steht fest, daß diese Münzen von sächsischen Königen und Kaisern geprägt wurden, später auch von weltlichen Edelmännern aus dem slawischen Raum herausgegeben wurden. ● Münze in Kapsel und Etui, mit Zertifikat, 1,1 g, ca 12-14mm, Silber. Kreuz im Perlkreis, Dreieckskreuz. Qualität: Sehr schön.

936976 nur **€ 69,-**

Byzantinisches Reliquienkreuz

Anhänger mit Lederband in Geschenkverpackung

Die Vorlage dieses Kreuzes wurde wohl in der byzantinischen Provinz hergestellt. In der Literatur werden sie oftmals als Mitbringsel aus dem Heiligen Land bezeichnet. Über einen Scharnierstift lassen sich die beiden Hälften des Anhängers öffnen, in dem ursprünglich eine religiöse Reliquie oder ein anderer Glücksbringer verborgen war. Auch im Inneren dieses Bronzekreuzes läßt sich ein kleines Geheimnis unterbringen. ● Größe: 55 x 25 mm, Material: Bronze

915330 **€ 69,-**

Georg Gerster

Paradise Lost

Das verlorene Paradies Persien von oben

Ein Pionier der Luftaufnahmenfotografie, Georg Gerster, schuf mit seiner Reise durch Persien einen unnachahmlichen Schatz. Er erhielt eine der wenigen Genehmigungen zwischen 1976 und 1978 Luftaufnahmen von Persien zu machen und ließ damit auch einen Blick auf ein Land und eine Gesellschaft zu, die es in dieser Weise nicht mehr gibt. Beeindruckende Fotos! Text: englisch.● (R) 184 S., 26 x 33 cm, durchg. farbig. (Phaidon)

936676 statt € 44,- nur **€ 14,95**

William Lindesay

The Great Wall Revistitet

From the Jade Gate to Old Dragon's Head

Dieser Bildband verbindet frühe Darstellungen von einer Reise zur chinesischen Mauer mit Aufnahmen einer Reise aus der Gegenwart. Das Ergebnis ist ein einzigartiger Bildband der den Blick in die Vergangenheit und Gegenwart dieses beeindruckenden Bauwerks zuläßt und Geschichte mit Geschichten vereint. Text: englisch.● (R) 291 S., durchg. farbig, mit Abbildungen und Karten, geb. (Harvard)

936675 statt € 29,80 nur **€ 9,95**

Patrick Schollmeyer

Das antike Zypern

Aphrodites Insel zwischen Orient und Okzident

Auf der Basis neuester Forschungsergebnisse vermittelt der Autor ein umfassendes Bild der kulturhistorischen Entwicklung Zyperns von der frühen Antike bis ins Mittelalter. ● 112 S., 30 x 24 cm, geb. (Zabern)

939238 statt € 24,90 nur **€ 12,95**

Scott Edwards

John James Audubon: Early Drawings - Frühe Zeichnungen





Im Jahre 1805 floh der mittellose Franzose Jean Jacques Audubon vor der revolutionären Gewalt in Haiti, um in Amerika Asyl zu suchen. Zehn Jahre später hatte Audubon sich neu erfunden und war Naturforscher und Künstler, dessen Vogelstudien ihn bald berühmt machten. Die Zeichnungen, die er während dieser entscheidenden Dekade anfertigte, verkaufte er an seinen Förderer Edward Harris, um die Mittel für sein berühmtes Meisterwerk 'The Birds of America' zusammen zu bekommen. Diese wunderbaren naturalistischen Zeichnungen befinden sich heute in der Houghton Library und im Museum of Comparative Zoology der Harvard University. In diesen frühen Zeichnungen entwickelte er seine typischen, genau nach der Natur beobachteten Vogelporträts. Diese Arbeiten werden in dem vorliegenden, prachtvollen Band auf wunderbare Weise reproduziert - ein Schmuckstück! (Text engl., Harvard) ● (R) 252 S., 166 Farbtafeln, 36,5 x 29,5 cm, Leinen, im Leinenschuber (o. A.)

936674 statt € 91,50 nur **€ 29,95**

C. Wirsung

Arzney Buch von 1568 Echtleder

Christoph Wirsung (1500-1571), praktizierte in Augsburg als Arzt, Geistlicher und Ratsherr. Er war befreundet mit Konrad Gessner. Sein Arzneibuch, die einzige von ihm veröffentlichte Schrift, ist das ausführlichste volksmedizinische Buch der zweiten Hälfte des 16. Jhs. Das Buch ist über drei verschiedene Register erschlossen. Das erste, umfangreichste Register, zählt die medizinischen Heilmittel und ihre Anwendung auf, das zweite die Körperstellen und das dritte ist ein lateinisches Wörterbuch der Pflanzennamen. Behandelt werden alle vorstellbaren Krankheiten und Behandlungen bis hin zu Kochrezepten und alchemistischen Beiträgen. ● (R) 691 S., 20,5 x 30 cm, 691 S., Leder mit Rückenbünden und Golddruck

936385 statt € 240,- nur **€ 99,-**

Kleiner deutscher Münzkatalog 2011

Erhaltungsgrade aktualisiert und einzeln nach Jahrgängen und Prägestätten differenziert. ● (R) 672 S., 17 x 24 cm, kart. (Battenberg)

929288 statt € 14,99 nur **€ 4,99**

100 Gramm Münzen des deutschen Reiches

Münzen aus dem Kaiserreich, der Weimarer Republik und des Dritten Reiches. Zirkuliert. Menge: ca. 25-30 Stück. Geschichte zum Anfassen.

929156 nur **€ 12,95**

Die Fugger im Bild

Selbstdarstellung einer Dynastie der Renaissance

Die Fugger aus Augsburg sind neben den Medici eine der berühmtesten Familien der frühen Neuzeit. Zu Reichtum und Einfluss gelangten sie seit dem 14. Jahrhundert, als Hans Fugger die Grundlage für die Geschäfte der Familie als erster Zunft-Meister der Weber schuf. Hans Jakob Fugger ließ ab 1545 das reich illuminierte „Geheime Ehrenbuch" der Fugger anfertigen, das die Geschichte des unvergleichlichen Aufstiegs der Familie dokumentiert. Bei dem jetzt in den Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek gelangten Werk handelt es sich um eine der kostbarsten Handschriften der deutschen Renaissance. ● 215 S., 32 x 24 cm, geb. (WBG)

939231 statt € 29,90 nur **€ 14,95**



Die Entdeckung der Welt seit 1888

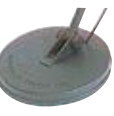
Limitierte Ausgabe von weltweit 125.000 Exemplaren!

Seit 1888 bezaubert und bildet das *National Geographic Magazine* mit atemberaubenden Fotografien, lehrreichen Abbildungen und packenden Geschichten aus allen Ecken der Erde. Mit seiner Verbindung aus Reise, Tierleben, Wissenschaft, Geschichte, Kultur und Naturschutz hat das bahnbrechende Magazin der National Geographic Society Millionen von Menschen dazu inspiriert, sich des Planeten, auf dem wir leben, anzunehmen und ihn zu entdecken. Zur Feier seines 125. Geburtstags gewährte National Geographic TASCHEN unbeschränkten Zugang zu seinen Archiven: Es ist uns gelungen, daraus in drei gewaltigen Bänden die ultimative Weltreise zu destillieren, mit vielen nie zuvor veröffentlichten Fotografien, die beinahe so vielschichtig, tiefsinnig und farbenfroh sind wie die Welt selbst. ● 1.404 S., mit Fotos von Steve McCurry, Frans Lanting, George Rodger, James Nachtwey und Dutzenden weiteren National Geographic-Redaktionsmitgliedern, die die Welt von Timbuktu bis Tuvalu auf Film bannten. Einführende Essays von Historiker Douglas Brinkley. Biografien aller Fotografen. 3 Bände im Schuber, 28 x 39 cm, geb. (Taschen)

936505 nur **€ 399,-**

AGT Metalldetektor MD-3006 mit wasserdichter Spule 12 cm Suchtiefe

Starten Sie zur privaten Schatzsuche!



Dieser Metalldetektor findet Münzen, Juwelen, Gold, Silber oder auch Ihren verlorenen Schmuck - im Wald, am Strand, im flachen Wasser, wo immer Sie wollen! In bis zu 12 cm Tiefe! So orten Sie auch ganz problemlos das Wasserrohr oder die Elektroleitung unter Putz, bevor Sie an der falschen Stelle heimwerken. Dank der Niederfrequenz-Technologie erkennt und unterscheidet der Detektor verschiedene Metallsorten. Er zeigt Ihnen auf dem Display an, ob Sie Eisen oder ein Edelmetall entdeckt haben, und gibt entsprechende akustische Signale! So können Sie Ihre Suche eingrenzen. Bestimmen Sie selbst den Diskriminierungs-Grad des Gerätes: Signale unerwünschter „Schätze" wie Kronkorken oder Alufolie umgehen Sie schon nach kurzer Übungszeit, und lästige Störsignale beispielsweise bei mineralhaltigen Böden werden einfach weggefiltert. Die Teleskopstange des Detektors stellen Sie mit wenigen Handgriffen auf eine komfortable Länge ein. Mit Ground-Filter für Tiefensuche ohne Störgeräusche.Mit integriertem Lautsprecher und Kopfhörer-Anschluß (3,5 mm Klinke). Stromversorgung: 3x 9V-Block (nicht enthalten). ● Länge: max. 120 cm, Spule: Ø 203 mm. Metalldetektor inklusive deutscher Anleitung

924167 statt € 149,90 nur **€ 128,-**

AKZENTE VersandBuchhandlung
56110 Lahnstein
Telefon: 0180 / 588 20 01*
Telefax: 0180 / 566 20 02
info@akzente-buch.de - www.akzente-buch.de

Lieferung bequem per Rechnung. Versandkostenanteil: € 4,95
(in Deutschland, Ausland: das anfallende Porto, mind. aber € 14,95)

Stück	Bestellnummer / Titel

Name, Vorname

Straße

PLZ/Ort

Datum / Unterschrift

SD 14 3

(*0,14€/Min. a.d. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42€/Min.)

Bücher der Offenbarung

Von allen Mittelmeerkulturen kannten nur die Etrusker mythische Wesen, die geheime Lehren wie die Kunst der Weissagung offenbart hatten. In Schriften fixiert wurden sie von Priester zu Priester weitergegeben.

Von Marta Scarrone

»Ein Volk, das mehr als alle anderen dem Religiösen ergeben ist«, so beschrieb der Historiker Titus Livius (59 v. – 17 n. Chr.) die Etrusker. Deren Andersartigkeit in Glaubensdingen war griechischen und römischen Autoren immer wieder eine Erwähnung wert. So notierte der Philosoph Seneca (4 v. Chr. – 65 n. Chr.): »Wir meinen, es entstehen Blitze, weil die Wolken zusammenstoßen; jene aber glauben, die Wolken stoßen zusammen, damit Blitze entstehen. Da sie nämlich alles auf die Gottheit zurückführen, halten sie an dieser Meinung fest, als ob die Blitze nicht, weil sie stattfinden, ein Zeichen geben, sondern stattfinden, weil sie Zeichen sein sollen.« Da die originale Literatur der Etrusker verloren gegangen ist, stellen solche Schilderungen wichtige Quellen für die Rekonstruktion der etruskischen Religion dar, hinzu kommen Inschriften und bildliche Darstellungen.

Den Etruskern galten demnach natürliche Phänomene wie der Vogelflug, insbesondere aber Aussehen und Beschaffenheit der Leber eines Opfertiers und das Aufleuchten von Blitzen als von den Göttern gesandte Hinweise. Sie zu deuten und die Zukunft vorherzusagen, war Aufgabe der Haruspizes, wie diese Priester später bei den Römern genannt wurden.

Es gibt aber noch zwei weitere und überraschende Unterschiede zum griechisch-römischen Glauben: Wie aus der semitischen Welt vertraut waren Offenbarung und Heilige Schrift zentrale Elemente. Das zeigt die Legende von Tages, dem weisen Kind. Als ein Bauer eine Furche etwas tief gezogen hatte, sei es plötzlich »aus der Erde getreten« – im Griechischem »apo tês gês«, vielleicht daher der Name. Tages lehrte den Erschreckten und in manchen Versionen das auf dessen Schreien hin herbeigeeilte Volk alles Religiöse, insbesondere die Leberschau. Noch am gleichen Tag verschwand Tages wieder, seine Worte aber wurden in Büchern niedergeschrieben.

Die Verbindung von Bodenbearbeitung und Offenbarung unterstreicht die mythische Rolle der Erde als Urgrund aller Schöpfung. In seinen »Metamorphosen« schilderte der römische Dichter Ovid (43 v. – 17 n. Chr.) sogar, dass eine Erdscholle die Form des Knaben annahm. Tatsächlich galt das Pflügen in Etrurien generell als kreatives Prinzip und ritueller Akt. Man gründete Städte, indem eine Furche gezogen und so das Stadtgebiet von seiner Umgebung getrennt wurde.

Der Politiker, Philosoph und Schriftsteller Marcus Tullius Cicero (106 – 43 v. Chr.) erzählte die Tages-Legende und ließ ihn einem Bauern aus dem Volk der Tyrrhener erscheinen, was der Führungsrolle von Tarquinia im etruskischen Zwölfstädtebund entsprach. Dem byzantinischen Schriftsteller Johannes Lydos (490 – 560 n. Chr.) zufolge handelte es sich nicht um irgendeinen Bauern, sondern sogar um Tarchon selbst, den mythischen Gründer dieses Orts.

Bis zur Verbreitung der christlichen Lehre kannten Griechen oder Römer keine Offenbarung heiliger Lehren durch »Propheten«. Ihre Mythen berichteten von Kulturheroen wie dem Titanen Prometheus, der den Menschen gegen den Willen des Zeus das Feuer gebracht hatte, oder vom Jüngling Triptolemos, der die um ihre Tochter trauernde Fruchtbarkeitsgöttin Demeter tröstete und im Gegenzug im Ackerbau unterwiesen wurde.

Handbücher für Wahrsager

Die Offenbarung von Glaubenslehren bedingte den zweiten großen Unterschied: Die etruskische Religion wurde detailliert in Büchern fixiert und gelehrt. Wie wir von antiken Autoren wissen, gab es bei den Etruskern Schriften über die Deutung von den Blitzen und der Leber, Bücher über die Organisation der Stadt, des Landes und des Menschenlebens, Kataloge der Wunderzeichen, Texte über die Kosmogonie und das Schicksal der Menschen und schließlich Bücher über das Jenseits (siehe Kasten S. 37).

Sie waren unverzichtbar, um die göttlichen Zeichen zu erkennen und zu entziffern sowie um die Riten auszuüben, wie die Götter zu verehren seien. Die zuständigen Experten waren Priester, die zwischen Gott und Mensch vermittelten. Ein Mitglied dieser privilegierten Kaste zeigt wohl ein berühmter Spiegel aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. (siehe Bild S. 35), der schon 1897 in einem Grab in Tuscania entdeckt wurde. Seine Rückseite zeigt einen Jungen, der, einen Fuß auf einem Stein, eine Leber hält. Vielfach wurde dies als Darstellung des Tages gedeutet. Doch eine Inschrift bezeichnet ihn als »Pavatarchies«. »Pav(a)« entspricht dem lateinischen »puer« für »Junge«, »tarchies« bedeutet »aus Tarquinia«. Der Knabe trägt eine Hirtenmütze und ein von einer Fibel über der Brust zusammengehaltenes Gewand – das war die Tracht ei-

Aus Ton geformte und gebrannte Statuen der Götter blickten einst von etruskischen Tempeln über das Land. Dieses Bildnis des Apollo stand auf einem Tempel in Veji, Mitglied des einflussreichen Zwölfstädtebunds und Konkurrent des nahe gelegenen Rom.

AUF EINEN BLICK

MONSTER UND GEHEIMLEHREN

1 Die etruskische Religion war **eine Offenbarungsreligion:** Mythische Wesen übermittelten geheime Lehren, insbesondere lehrte ein Kind namens Tages die Kunst der Leberschau, die Nymphe Lasa Vecuvia das Deuten von Blitzen.

2 Diese Lehren wurden **in Büchern niedergeschrieben**, über die wir von **römischen Chronisten** wissen. Die darin enthaltenen Anweisungen waren eingeweihten Priestern vorbehalten.

3 Ursprünglich war die etruskische Götterwelt offenbar von **monströsen Wesen bewohnt**, doch unter dem Einfluss der Nachbarvölker, insbesondere der Griechen, übernahmen auch die Etrusker die Vorstellung anthropomorpher Gottheiten.



nes Schäfers und daher im Sinn der Betonung von Tradition und archaischer Lebensweise auch die eines Haruspex. Den Jungen als solch einen Priester zu deuten legt auch die rituelle Fußstellung nahe. Francesco Roncalli von der Università degli Studi di Napoli postuliert etwa, dass er durch den Stein Kontakt mit den göttlichen Prinzipien der Natur aufnahm, um das Gefüge der kosmischen Regeln zu erkennen.

Das Bild zeigt überdies einen älteren Mann, der die gleiche Fußstellung einnimmt und dieselbe Tracht trägt, also ebenfalls ein Haruspex ist. Doch hat er seine Kopfdeckung abgenommen – vermutlich ein Indiz dafür, dass er keine aktive Rolle in der weissagenden Handlung spielt. Vielmehr ist er ein Lehrer, der einen Schüler unterweist. Sein Name lautet Aule Tarchunus, also Aulos, Sohn des Tarchon, und damit jenes mythischen Begründers von Tarquinia. Demnach ist das Thema des Bilds die Weitergabe der Lehre von der Leberschau an die dritte Generation: Pavatarchies lernt sie von Aulos; ihm hatte sie sein Vater Tarchon beigebracht; diesem wurde sie wiederum von Tages selbst offenbart.

Zahlreiche andere Elemente betten diese Szene theologisch weiter ein. So findet sie vor einer Sonne im Hintergrund statt: Die Göttin der Morgenröte, im Etruskischen Thesan genannt, fährt mit ihrem Viergespann über den Himmel. Der Stab des Aule Tarchunus dringt in die Erde ein und nimmt so Kontakt mit einem Dämon der Unterwelt auf. Die Einweihung erfolgt zudem unter dem Schutz wichtiger Gottheiten, die durch Inschriften benannt sind: Tinia Voltumna, der höchste Gott des etruskischen Bunds, und Rath, wie die Etrusker den Orakel sprechenden griechischen Apollo nannten. Dessen Inschrift gibt laut Mario Torelli von der Università di Perugia sogar den Ort der heiligen Handlung an: das Heiligtum des Gottes Rath.

Um den Willen der Götter zu erkunden, unterteilten die Etrusker den Himmel in vier Hauptsegmente, die sie den Sphären des Himmels, des Meers, der Erde und der Unterwelt zuordneten. Jede wurde noch einmal in vier Abschnitte gegliedert, insgesamt ergaben sich so 16 Regionen mit jeweils zugeordneten Göttern. Jene der vier nordöstlichen Regionen brachten der Lehre gemäß das höchste Glück, die vier nordwestlichen hingegen schlimmes Unglück; die je vier südöstlichen und südwestlichen Gegenden hatten die gleiche, jedoch abgeschwächte Tendenz. Ein am südöstlichen Himmel niedergehender Blitz kündete also eine schwach positive Entwicklung an. Anhand des Sektors beziehungsweise des zugehörigen Gottes sowie beispielsweise der Farbe des Blitzes gaben die Priester genauere Auskünfte. Die konkreten Fragen, die am Anfang standen, wurden nicht mit Ja oder Nein beantwortet, sondern mit komplexeren Prophezeiungen. Eines der seltenen Beispiele bietet uns der römische Historiker Livius. Er erzählt uns, wie Tanaquilla, die Frau des Lucumo, der später als Lucius Tarquinus Priscus König von Rom werden sollte, als Wahrsagerin ein »ostentum« (Wunder) interpretiert, das bei ihrer Ankunft in Rom stattfand: »Gerade waren sie (Tanaquilla und Lucumo) bis zum Ianiculus gekommen, als ein Adler sich mit ausgebreiteten Flügeln sanft herabließ und dem Lucumo, der neben seiner Frau auf dem Wagen saß, die Mütze entführte. Dann flog er mit rauschendem Flügelschlag über dem Wagen und setzte ihm die



SCALA FLORENZ

Die aus Bronze gefertigte »Leber von Piacenza« verzeichnete Himmelsregionen und Götternamen. Auffälligkeiten an der Leber eines Opfertiers konnten so – ebenso wie bei der Blitze- oder Vogelschau – räumlich bezogen und dann auf ihre Bedeutung analysiert werden (siehe Grafik rechts; hier wurden auch literarische Quellen einbezogen; bei den »penates« handelte es sich um Hausgottheiten).

Mütze wie ein vom Himmel gesandter Diener genau passend wieder auf; danach entschwand er nach oben. Fröhlich sagte Tanaquilla, sie nehme das Zeichen an, denn sie war – wie die Etrusker allgemein – eine in himmlischen Zeichen erfahrene Frau. Sie umarmte ihren Mann und riet ihm, seine Hoffnungen ganz hoch zu setzen. Dieser Vogel, aus dieser bestimmten Himmelsrichtung und als Bote gerade dieses Gottes gekommen, habe sein Zeichen ausdrücklich in Bezug auf das Haupt des Mannes gegeben, indem er ihm den von Menschen gefertigten Kopfschmuck wegnahm, um ihn in göttlichem Auftrag zurückzugeben.«

Die Bedeutungen des Himmels

Die Analyse der Tanaquilla folgt fünf hermeneutischen Schritten: Bestimmung der zoologischen Art, der Himmelsregion, der Gottheit und des Zeichens, Entziffern seiner Bedeutung. Welche Götter der etruskischen Vorstellung nach welche Regionen bewohnten, verrät ein 1877 in der Nähe der Stadt Piacenza entdecktes Artefakt: eine bronzene Leber (siehe Bild). Ihr Rand, der den Himmel darstellt, ist in 16 Felder eingeteilt und mit den Namen etruskischer Gottheiten versehen. Offenbar diente sie auch didaktischen Zwecken oder als Gedächtnishilfe. Ihre Oberfläche ist ebenfalls in verschiedene Felder eingeteilt und diese mit Götternamen beschriftet. Sie zeigen, welcher Gottheit die jeweilige Zone der Leber entsprach. Auffälligkeiten an dem einem Opfertier entnommenen Organ ließen sich somit ebenfalls interpretieren. Neben der reinen Zuordnung nach Zonen gehörten Farbe und Beschaffenheit zu den deutbaren Zeichen.

Die Rückseite dieses Bronzespiegels (Umzeichnung), der einer verstorbenen Etruskerin in der Stadt Tuscania beigegeben worden war, zeigt vermutlich die Unterweisung eines jungen Priesters in der Leberschau. Wie sein Lehrmeister steht er über die Fußstellung mit einem Dämon der Unterwelt in Verbindung.



N
S
W
O
REGIONEN DES HÖCHSTEN UNGLÜCKS
Unterwelt- (und Schicksals-?)götter
REGIONEN DES HÖCHSTEN GLÜCKS
Himmelsgötter
WENIGER UNGLÜCKLICHE REGIONEN
Erdgötter
WENIGER GLÜCKLICHE REGIONEN
Meeres- (und Sonnen-?)götter
I Iuppiter Nocturnus
II Iuppiter
III Iuppiter
IV Iuno
V
VI
VII
VIII Solis Filia
IX Liber
X
XI Veris Fructus
XII
XIII andere des Quadranten
XIV
XV Veiovis
XVI Nocturnus
1 Tin(a) Cilens
2 Tin(a) thvf
3 Tins thne
4 Uni Mae
5 Tecvm
6 Lvs (?)
7 Nethuns
8 Catha
9 Fufluns
10 Selvans
11 Letham
12 Tluscv
13 Cel
14 Cvl (su?) Alp (...)
15 Vetis
16 Cilens
Penates inferorum
Penates Iovis
Penates mortalium nominum
Penates Neptuni

SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT

Frei nach einem Schema aus A. Maggiani, Gli Etruschi: Una nuova immagine, Florenz 1984

Inschriften wie die auf der Bronzeleber von Piacenza oder dem Spiegel von Tuscania überliefern die Namen der Bewohner des etruskischen Pantheons. Die Entzifferung ist nicht immer einfach und steht mitunter noch aus. Wo sie bereits gelungen ist, verweist die linguistische Analyse auf prägende Kulturkontakte. Beispielsweise verrät der Wortstamm von Tinia, Turms und Turan eindeutig lokale Ursprünge, sie werden aber den griechischen Göttern Zeus, Hermes und Aphrodite gleichgesetzt. Andere Namen wie Aplu und Artumes verraten starke griechische Einflüsse – sie entsprachen tatsächlich Apollo und Artemis. Auch die lateinischen Nachbarn hinterließen ihre Spuren: Nethuns, Menerva und Uni waren die etruskische Form von Neptunus, Minerva (griechisch Athena) und Juno (griechisch Hera).

Archäologische Objekte aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. zeigen, dass der prägende Einfluss der Nachbarkulturen tiefer ging. So zeigen verschiedene Urnen monströs wirkende Wesen (siehe Bild S. 36). Den Etruskern galten sie vermutlich als göttliche Wesen der Erde und der Familie, die insbesondere den Sphären der Fruchtbarkeit und der Fortpflanzung vorstanden.

Durch die wichtigen Häfen des tyrrhenischen Meers trat Etrurien in engen Kontakt mit der altorientalisch-phönizischen, später dann der griechischen Kultur. Deren Mytho-



Monströse Wesen zierten etruskische Urnen. Experten sehen darin Darstellungen der ursprünglichen (monströs = körperlich) Gottheiten dieses Volkes. Erst durch den Kontakt zu Griechen erhielten sie menschliche Gestalt.

logie – etwa die Taten des Herkules, die Heroen der »Ilias« und der »Odyssee« – und damit die griechischen anthropomorphen Götter wurden mit lokalen Geschichten und Gottheiten verglichen, umgestaltet und angeeignet. Seine endgültige Form erreichte der etruskische Pantheon im 6. Jahrhundert v. Chr. Darstellungen von Göttern und Mythen waren beliebte Motive für den Bildschmuck alltäglicher Objekte wie Spiegel oder Vasen und zierten die Tempel: Als fast lebensgroße Terrakottastatuen waren Gottheiten auf Dachfirsten aufgestellt – eine eindrucksvolle Inszenierung himmlischer Macht (siehe Bild S. 33).

Von anthropomorpher Gestalt, gleichwohl eine den Überlieferungen nach ursprüngliche Göttin war Lasa Vecuvia. Sie gehörte zu den Naturgeistern und damit zu den niederen Gottheiten. Bildliche Darstellungen zeigen sie mit Flügeln als Zeichen ihrer Göttlichkeit sowie mit einer Ähre in der Hand. Die literarische Überlieferung schreibt ihr eine dem Tages vergleichbare Rolle zu: Sie offenbarte die Regeln der Blitzschau, erklärte die Entstehung der Welt und verwies dabei auf eine weitere Eigentümlichkeit etruskischer Kosmologie – die Einteilung der Zeit in zehn Epochen.

Die heiligen »Libri Vegoici« wurden zur Zeit des Kaisers Augustus im Apollotempel auf dem Palatin aufbewahrt. Demnach unterwies Lasa Vecuvia unter anderem einen gewissen Arruns Veltymnus, dessen Name klar auf den Göttervater Tinia Voltumna, und so auf ganz Etrurien, anspielt. Mit folgender, hier gekürzt wiedergegebener Prophezeiung: »Du sollst wissen, dass das Meer von dem Himmel getrennt wurde. Als nun Jupiter das Land von Etrurien für sich in Anspruch nahm, beschloss und verordnete er, dass das Ackerland vermessen und die Felder begrenzt werden sollten. Da er die Habsucht der Menschen und die Gier nach Boden kannte, wollte er, dass alles durch Grenzsteine bekannt gemacht würde. Diese aber werden gegen Ende der achten aus Habsucht die Menschen arglistig verletzen, aufbrechen und entfernen. Wenn die Sklaven dies tun werden, werden sie unter einen härteren Herrn kommen. Wenn es aber mit Wissen des Herrn stattfindet, wird das Haus ausgerottet werden, und das ganze Geschlecht wird zu Grunde gehen. Dann wird auch die Erde von Stürmen oder Orkanen in Bewegung versetzt. Viel Streit im Volk. Sei deshalb weder trügerisch noch doppelzüngig. Bewahre die Lehre in deinem Herzen.«

Die Lehre vom Ende der Welt

Die Nymphe erzählt die Entstehung des Kosmos auf eine Weise, die mit der semitischen Kosmogonie des Alten Testaments vergleichbar ist. Sie gemahnt den Menschen an die Verteilung der Landrechte als den Ursprung der politischen und sozialen Ordnung. Damit spricht sie zwar für die Seite der konservativen aristokratischen Klasse, die das umstürzlerische Potenzial der Unterschicht fürchtete. Sie stellt das Ende der stabilen Strukturen aber letztlich als unvermeidlich dar. Mögen die Übeltäter auch ihrer Strafe nicht entgehen, am Ende der »achten Ära« wartet eine dramatische Zäsur! Diese Angabe entsprach der etruskischen Konzeption einer

in zehn aufeinander folgenden Saecula ablaufenden Zeit. Auch wenn es die lateinische Bezeichnung nahelegt, dauerten diese nicht streng 100 Jahre, sondern waren von variabler Länge. Den Übergang von einem Saeculum zum anderen signalisierten vielmehr Wunderzeichen.

Unsere Kenntnis der etruskischen Zeitrechnung beruht auf den Texten römischer Gelehrter wie Marcus Terentius Varro (116 – 27 v. Chr.), denen die originalen Quellen noch zur Verfügung standen. Demnach dauerten die ersten vier Saecula je 400 Jahre. Es folgten eines zu 123 sowie zwei weitere zu je 119 Jahren. Das achte Saeculum war noch im Gang, als die »Libri Vegoici« niedergeschrieben wurden. Laut dem griechischen Schriftsteller Plutarch (45 – 120 n.Chr.) endete es 88 v. Chr.: Der lang anhaltende, markerschütternde Klageton einer Trompete sei in diesem Jahr aus heiterem Himmel erklungen und alle, die ihn hörten, seien verrückt geworden – was etruskische Priester als Zeichen für den Wechsel zum neunten Saeculum deuteten. Dieses dauerte bis 44 v. Chr., als während der Bestattung des ermordeten Diktators Gaius Julius Cäsar mitten am hellichten Tag ein Komet erschien. Für den etruskischen Wahrsager Vulcanius war dies indes kein Zeichen der Vergöttlichung Cäsars, sondern markierte den Übergang ins zehnte und letzte Zeitalter.

Alle Saecula zusammengenommen begann die etruskische Geschichte 968 v. Chr. Das entspricht den archäologischen Befunden überraschend gut: Die Wurzeln der etruskischen Städte reichen nachweislich in das 10. Jahrhundert v. Chr. zurück. Die etrusksiche Kultur endete mit der Romanisierung des Landes, die im Jahr 90 v. Chr. mit der Verleihung des vollen Bürgerrechts an alle Bundesgenossen Roms in Italien besiegelt wurde. Ihre Religion aber lebte weiter. Nicht nur der mythische Gründungsvater Romulus hatte der Legende nach etruskische Haruspizes konsultiert. Römische Gelehrte und Staatsmänner waren an der etruskischen Wahrsagekunst und ihren religiösen Auffassungen sehr interessiert. Die heiligen Bücher wurden übersetzt und diskutiert, Harupizes hoch geschätzt und sogar in einer eigenen Priesterkaste institutionalisiert.

Insbesondere seit dem Kaiser Claudius, dem Verfasser eines 20 Bücher starken Werks über die etruskische Geschichte, galt die etruskische Lehre offiziell als älteste Lehre ganz Italiens. Allerdings stand sie dem Kaiser im Kontext der von ihm beabsichtigen Restauration römischer Zucht und Ordnung für eine vorbildliche Vergangenheit. Die Berufung auf etruskische Lehren diente ihm in erster Linie dazu, die traditionell römische Religion gegen die neuen, aus dem Orient importierten Kulte zu verteidigen. Es muss als Ironie der Geschichte gelten, dass sich der letzte Versuch, die etruskische Disziplin wiederzubeleben, gegen eine andere, letztlich erfolgreichere Offenbarungsreligion richtet: das Christentum. »Tages gegen Jesus«: Diese religiöse Konfrontation, wie der Etruskologe Dominique Briquel von der École pratique des hautes ètudes in Paris es provokativ bezeichnet, markiert in den späteren Jahrhunderten des Römischen Reichs das Ende des Heidentums.

Im Totenreich

Laut den Büchern über das Jenseits, so überlieferten römische Autoren, konnten bestimmte Opfertiere die Seelen der Verstorbenen in Götter verwandeln. Von bildlichen Darstellungen wissen wir, dass man sich die Unterwelt von Mischwesen und geflügelten Pferden bevölkert vorstellte. Die ersten gehörten entweder zum Jenseits oder zum Diesseits, die zweiten sollten dank der Flügel zwischen beiden wechseln können. Dem griechischen Unterweltherrscher Hades entsprach der etruskische Aita und auch die Landschaft des Jenseits wies Ähnlichkeiten zu Beschreibungen griechischer Autoren auf. Aber es gab keinen Fluss Acheron, über den Fährmann Charon die Toten übersetzte, sondern der Dämon Charun – mit hakenförmiger Nase, langen Ohren und großem Mund – öffnete und schloss mit seinem Hammer das Tor des Hades-Palastes. Weitere Bewohner der Unterwelt waren der vogelartige Tuchulka sowie die Göttinnen Vanth und Turms, die Verstorbene auf ihrer Reise voller Hindernisse begleiteten. Diese umfasste mehrere Etappen, vom Abschied von der Welt der Lebenden bis zur Schwelle des Jenseits; von dort bis zum Palast des Hades oder den elysischen Gefilden. Mitunter zeigen Bilder einen Verstorbenen nicht allein: Die Etrusker glaubten, das Ehepaare diesen letzten Weg gemeinsam gingen.



AUS GEORGE DENNIS: THE CITIES AND CEMETERIES OF ETRURIA, LONDON 1848

Charun öffnete mit seinem Hammer das Tor zur Unterwelt, ein anderer Charun – mit Flügeln und Schlange – drängt die Verstorbenen ins Jenseits.

DIE AUTORIN

Marta Scarrone studierte Altertumswissenschaft und Klassische Archäologie mit einem Schwerpunkt in Etruskologie an der Università degli Studi di Pavia (Italien) und an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie hat an der Universität Bonn mit einer Arbeit über die etruskische Vasenmalerei promoviert.

QUELLEN

Bentz, M. (Hg.): Rasna – die Etrusker. Eine Ausstellung im Akademischen Kunstmuseum, Antikensammlung der Universität Bonn 2009, Michael Imhof, Petersberg 2008

Maggiani, A.: Il pensiero scientifico e religioso, in: Etruschi. Una nuova immagine, Giunti Martello Editore, Florenz 1984, S. 136 – 151

Pfiffig, A.J.: Religio etrusca, VMA-Verlag, Graz 1975

Stolze Burgen für stolze Bürger

Für die Römer waren die Nachbarn im Bergland Süditaliens nichts als unkultivierte Krieger. Archäologen und Bauforscher gewinnen jedoch eine etwas anderes Bild.

Von Agnes Henning

Waffen, ein Brustpanzer und ein Helm aus Bronze – was Archäologen bereits vor mehreren Jahrzehnten in der süditalienischen Küstenstadt Paestum aus einem Männergrab des 4. Jahrhunderts v. Chr. bargen, bestätigte offenbar die Berichte römischer Autoren: Die Lukaner, italische Bewohner des Berglands zwischen der tyrrhenischen und der ionischen Küste (siehe Karte S. 9), seien ein ausgesprochen kriegerisches Volk gewesen. Seit dieser Entdeckung sind etliche Männergräber in der antiken Landschaft Lukanien zum Vorschein gekommen, die dieses Bild scheinbar stützen: Wer von Rang war, nahm offenbar Waffen mit ins Jenseits. Archäologen der Universität Heidelberg legen nun aber Facetten offen, die man dieser italischen Kultur bislang nicht zugetraut hat.

Es sind vor allem Texte der römischen Zeit, aus denen Historiker von den Lukanern erfuhren. Einer der heute prominentesten Autoren war der griechische Gelehrte Strabon (etwa 63 v. Chr.–23 n. Chr). Er berichtete beispielsweise von Überfällen auf griechische Küstenstädte, als seien die Lukaner kulturlose, brandschatzende Barbaren gewesen. Ein kritisches Lesen solcher Darstellungen tut aber not. Denn Griechenland gehörte bereits seit dem Jahr 146 v. Chr. zum Imperium Romanum, und Strabons Familie unterstützte seit mehreren Generationen dessen Politik. In seinen Schriften vertrat er daher wenig überraschend die Überzeugung, die griechisch-römische Kultur sei die einzig wahre Lebensform und jede Eroberung gereiche den Unterworfenen zum Vorteil.

Laut Strabon stammten die Lukaner von den Samniten ab – eine aus seiner Sicht unschöne Zuschreibung. Denn im so genannten Bundesgenossenkrieg (91–88 v. Chr.), einem Aufstand italischer Völker gegen Rom, das ihnen das römische Bürgerrecht verweigerte, kam den in Mittelitalien ansässigen Samniten eine führende Rolle zu. Nach ihrer vernichtenden Niederlage 82 v. Chr. hat man sie daher zu Tausenden hingerichtet. Strabon wurde zwar erst ungefähr 20 Jahre nach Kriegsende geboren, die Erinnerung an die blutigen Auseinandersetzungen dürften in der römischen Aristokratie jedoch noch sehr lebendig gewesen sein.

Entsprach Strabons These der Realität? Einige klassische Archäologen sehen zwar Parallelen bei samnitischen und lukanischen Grabsitten, die für eine gemeinsame Abstammung sprächen. Doch können sich Ideen auf vielerlei Weisen verbreiten. Zudem scheint mir eine »Völkerwanderung« von Mittel- nach Süditalien fraglich: Die Immigranten hätten bereits ansässige Stämme vertreiben müssen und so eine Kette von Ereignissen ausgelöst, für die es meines Erachtens bislang keinerlei archäologischen Beweis gibt.

Allerdings scheinen nicht nur die Waffenbeigaben, sondern auch Vasenbilder des 4. Jahrhunderts v. Chr. die römischen Schilderungen zu bestätigen. Wandmalereien in den Kammergräbern von Paestum lassen beispielsweise heimkehrende Krieger samt ihren Gefangenen aufmarschieren (siehe Bild rechts).

In die gleiche Richtung weisen auf den ersten Blick die Wehrmauern, mit denen die Lukaner zu Beginn des 4. bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. ihre Ortschaften umga-

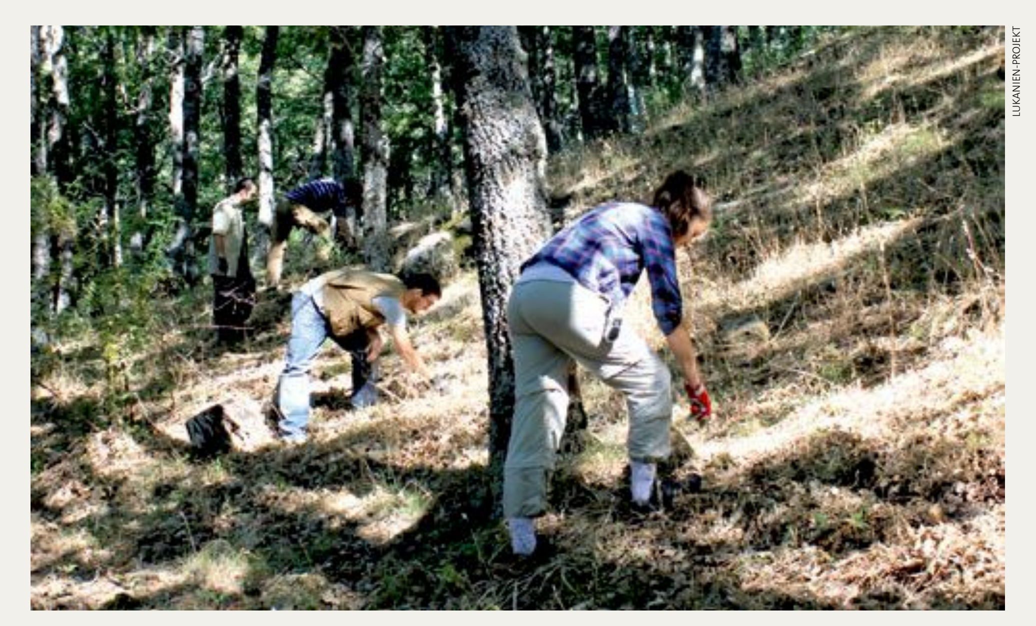
AUF EINEN BLICK

KULTUR UND KRIEG

1 Am italischen Volk der **Lukaner** ließen römische Autoren kein gutes Haar. Sie seien **aggressive Barbaren** gewesen, denen der Krieg alles galt.

2 Die Funde von **Waffen** und **militärischer Ausrüstung** in lukanischen Gräbern, bildliche Darstellungen sowie die **Wehranlagen** der Höhensiedlungen scheinen diese Einschätzung zu bestätigen.

3 Ein Forschungsprojekt der Universität Heidelberg zeichnet aber ein **differenzierteres Bild der lukanischen Gesellschaft**: Spätestens im 4. Jahrhundert v. Chr. pflegten sie eine **urbane Kultur**, Militärobjekte symbolisierten dabei den sozialen Rang.



LUKANIEN-PROJEKT

Immer den Blick nach unten gerichtet, suchen Archäologen die Oberfläche eines Fundplatzes auf dem Monte Croccia ab. Auf diese Weise lassen sich in kurzer Zeit relativ große Areale erkunden, um zuverlässige Aussagen über einen Ort und sein Umland zu erhalten.

Ein um 360 v. Chr. gemaltes Fresko aus einem lukanischen Grab in Paestum zeigt die Rückkehr eines Kriegers mit Gefangenen. Dergleichen galt bislang als Beleg für die Aggressivität der Lukaner.

AKG IMAGES

ben. Belegen sie nicht, dass es ausgesprochen kriegerische Zeiten waren?

Diese auf gut zu verteidigenden Anhöhen errichtete Siedlungen besser zu verstehen, ist das Ziel unseres Forschungsprojekts an der Universität Heidelberg. Im Fokus steht dabei exemplarisch der Gipfel des Monte Croccia. Mit über 1000 Metern ist er der höchste eines weiten und dicht bewaldeten Bergmassivs oberhalb des Flusses Basento. Wie die Siedlung einst ausgesehen hat, erkunden wir zum einen durch Surveys: Wir gehen das Areal systematisch ab, die Augen auf den Boden geheftet. Gefäßscherben, Dachziegel, Fragmente von Tonfiguren und andere Kleinfunde werden gesammelt, gezählt und statistisch ausgewertet. Stoßen wir auf Mauerreste, werden diese in eine Karte eingetragen. So lässt sich die Struktur eines Orts vergleichsweise schnell erschließen.

Rasterfahndung im Wald

Architekten der Technischen Universität Berlin haben zudem die Befestigungsbauten in maßstabsgetreuen Zeichnungen erfasst und analysieren die Bautechnik. Geodäten der Beuth-Hochschule für Technik Berlin vermaßen alle noch sichtbaren Gebäudereste sowie das Geländerelief, denn die örtlichen Gegebenheiten beeinflussten zwangsläufig die Gestaltung der Siedlungen. Zusätzlich spürten Geophysiker des Berliner Unternehmens Eastern Atlas mittels Radarwellen und Magnetografie die unter der Erdoberfläche verborgenen Baureste auf. Alle Informationen werden derzeit in die Datenbank ArchGate eingegeben, um in der Zusammenschau beispielsweise die verschiedenen Siedlungsphasen zu unterscheiden.

Die dichte Bewaldung erschwert die Arbeiten, doch mittlerweile können wir die Geschichte dieser und weiterer Ortschaften mit vergleichbaren Strukturen und Keramikfunden gut dokumentieren. So lassen sich die Anfänge der Ansiedlungen mindestens bis in das 8. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen. Der Lehrmeinung nach entstanden die Höhensiedlungen aber nahezu 400 Jahre später, also in hellenistischer Zeit.

Allerdings hatte sich während dieser Zeit viel in Lukanien getan. Jahrhundertelang kannten Süditaliens Berge nur kleinräumige Verbünde einzelner Weiler, in denen wohl jeweils Großfamilien mit ihren eigenen Wohn-, Vorrats- und Stallgebäuden sowie Bestattungsplätzen lebten. Jede verstand sich offenkundig als Einheit und suchte die räumliche Abgrenzung zu ihren Nachbarn. Eine dieser Familien stellte vermutlich die lokale Elite und lenkte die Geschicke des Verbunds. Ab dem 4. Jahrhundert v. Chr. jedoch folgten die lukanischen Gemeinschaften einem anderen Prinzip.

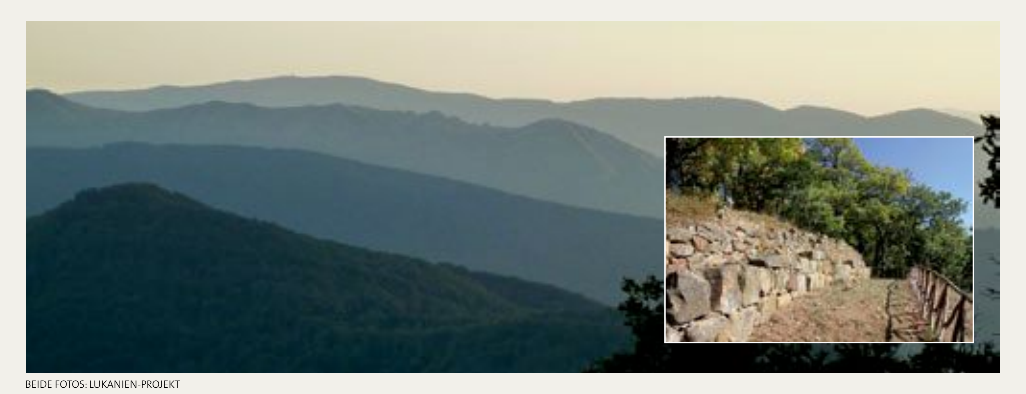
Sie umschlossen ihr Siedlungsgebiet fortan mit einer Wehrmauer, wie es im gesamten Mittelmeerraum damals Trend war. Mehrere Meter dicke Stadtmauern mit Türmen und Bastionen umgaben nun beispielsweise die griechischen Koloniestädte entlang der Küsten Süditaliens und Siziliens. Deren Erbauer zogen dabei sicherlich die Konsequenzen aus den immer effektiveren Belagerungstechniken. Zahlreiche Archäologen und Bauforscher insbesondere des deutschen Forschungsnetzwerks »Fokus Fortifikation« haben aber nachgewiesen, dass kriegerische Zustände nicht die einzige Erklärung dafür gewesen sein dürften.

Damit signalisierten Städte nämlich auch stolz ihre Macht über ein Territorium. Und dem wollten die lukanischen Gemeinschaften im Binnenland nicht nachstehen. Immerhin war der Bau einer solchen Anlage ein ehrgeiziges Projekt, das erhebliche finanzielle Mittel für Steinmaterial und Arbeitskräfte erforderte. Es musste eine lokale Führungsschicht gegeben haben, welche die Errichtung in Auftrag gab. Die Bauhistoriker bestätigen, dass den Wehrmauern eine sorgfältige Planung zu Grunde lag und sie nicht in einer Notsituation eilig hochgezogen wurden. Dem entspricht der archäologische Befund im Innern der umschlossenen Flächen: Man wohnte nun in großzügigen Häusern. Die lukanischen Siedlungen waren somit keine Fluchtburgen von Raubrittern, sondern spiegeln auch gesellschaftliche Facetten, die nicht die Kriegsführung zum Inhalt hatten.

Auf dem Monte Croccia wie auf dem ebenfalls durch die Universität Heidelberg untersuchten Monte Torretta und in der durch die Université Paris 1 untersuchten Siedlung Civitá di Tricarico lässt sich innerhalb der Stadtumwehrung jeweils noch ein zweiter, kleinerer Mauerring ausmachen. Er umgab den höchsten Punkt des Hügels. Ausgrabungen haben gezeigt, dass dort besonders prächtige Wohnhäuser und Tempel standen; auch aufwändige Grablegen kamen zum Vorschein. In diesem abgeschotteten Bereich lebten vermutlich die Stammesführer mit ihren Familien. Dort opferten sie ihren Gottheiten und bestatteten Angehörige, vom Rest der Bevölkerung bewusst getrennt.



Der »Reiter von Armentum« belegt den hohen Rang berittener Krieger in Lukaniens Gesellschaft, nicht aber tatsächliche Kriege.



BEIDE FOTOS: LUKANIEN-PROJEKT

Abendstimmung mit den für Lukanien charakteristischen, dicht bewaldeten Hügelketten, vom Monte Croccia aus aufgenommen. Kleines Foto: Von der Befestigung der Höhensiedlung auf dem Monte Croccia sind nur wenige Reste so gut erhalten wie der hier gezeigte Abschnitt der inneren Wehrmauer.

Die in Gräbern gefundenen Waffen und Rüstungen dienten also wohl eher als Kennzeichen für die Zugehörigkeit zu dieser Elite. Kostbare Beifunde wie Geschirr für Trinkgelage, aber auch monumentale Vasen, die auf Grund ihrer Größe reine Schaustücke gewesen sein müssen, zeugen vom hohen Ansehen des Toten.

Inzwischen wissen Archäologen, dass diese Form der Bestattung schon im 7. Jahrhundert v. Chr. in der Region Brauch war. Und zweifelsohne stand ein Krieger damals in hohem Ansehen, wie eine kleine Reiterskulptur verdeutlicht, die Raubgräber vermutlich in einer Nekropole bei Armento gefunden haben – sie wurde 1833 von einem Sammler in Neapel erworben und gelangte später über den Kunsthandel 1904 in den Besitz des British Museum in London (siehe Bild links unten). Der bronzene Krieger hielt einst wohl Speer und Zügel in Händen, beide aus Kupferdraht gefertigt. Seine Körperformen ebenso wie die des Pferdes sind so markant wiedergegeben, dass sie an geometrische Ornamente erinnern. Dieser Stil verweist die Figur in die archaische Epoche des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. Die außergewöhnliche Qualität und detailreiche Darstellung lassen keinen anderen Schluss zu, als dass berittene Krieger in der lukanischen Gesellschaft jener Phase einen hohen Rang bekleideten. Zur Zeit der Umgestaltung der Siedlungen, aus der auch die erwähnten Waffenfunde stammen, bildete der Krieg keinen zentralen Lebensinhalt der Eliten mehr.

Für diese These spricht insbesondere der archäologische Befund: Bis in das 3. Jahrhundert v. Chr. hinein verdichteten sich die Ortschaften weiter. Innerhalb der Mauern standen die Gebäude enger beisammen; die Daten offenbaren Straßensysteme, die ohne gute Planung nicht denkbar gewesen wären. Viele Menschen – auch außerhalb des inneren Bereichs – ließen ihre Häuser zu repräsentativen Anlagen mit von Säulen umstandenen Innenhöfen und Speisesälen nach griechischem Vorbild ausbauen. Für Landwirtschaft blieb in den Orten kein Platz mehr, etliche Gehöfte entstanden im weiteren Umkreis. Auch die Bestattungsplätze wurden vielerorts außerhalb der Stadtmauern angelegt. Den Verstorbenen gab man nicht nur Waffen, sondern zudem schön bemalte Keramikgefäße und kostbaren Schmuck mit auf die letzte Reise. Die Lukaner pflegten also inzwischen bereits einen Lebensstil, der sich an der hellenistischen Kultur orientierte.

Sicher gab es auch damals bewaffnete Konflikte. So haben die drei Punischen Kriege zwischen Rom und Karthago das italische Bergland sicher nicht unberührt gelassen. Vor allem der 2. Punische Krieg (218–201 v. Chr.) dürfte für Unruhen gesorgt haben, denn Hannibal umwarb die ansässigen Stämme. Manche schlossen sich ihm an, wohl in der Hoffnung, Roms Dominanz zu brechen. Mit schweren Folgen: Nach Karthagos Niederlage in der Schlacht von Zama in Nordafrika 202 v. Chr. gehörte ganz Süditalien zum Imperium.

Auch die Lukaner verloren nun ihre Unabhängigkeit. Doch wie verlief ihre Integration in das Römische Reich? Hatten sie sich Hannibal angeschlossen, oder handelte es sich mehr um eine Art freundliche Übernahme, welche durch die beschriebene kulturelle Entwicklung längst vorbereitet war? Immerhin bewahrten die Lukaner offenbar genug Eigenständigkeit, um ein Jahrhundert später im Bundesgenossenkrieg auf Seiten der Samniten für ihr Recht zu streiten. Doch rechtfertigte das den schlechten Ruf, den Strabons Berichte wiedergeben? Um diese Fragen zu beantworten, helfen die tendenziösen antiken Überlieferungen nur bedingt. Doch viele Orte Lukaniens sind bis heute unerforscht. Eine große Chance für Archäologen und Historiker. ∾

DIE AUTORIN



Die Archäologin **Agnes Henning** ist Mitarbeiterin am Institut für Klassische Archäologie der Universität Heidelberg. Sie leitet das seit dem Jahr 2010 von der Fritz Thyssen Stiftung geförderte Lukanien-Projekt auf dem Monte Croccia.

QUELLEN

Bourdin, S.: Les peuples de l'Italie préromaine: identités, territoires et relations inter-ethniques en Italie centrale et septentrionale (VIIIe–Ier s. av. J.-C.). École française de Rome, 2013

Henning, A.: Lucania in the 4th and 3rd Century BC. Articulation of a New Self-Awareness instead of a Migration Theory. In: Bollettino di Archeologia online, Volume speciale: http://151.12.58.75/archeologia/ bao_document/articoli/2_HENNING.pdf

Isayev, E.: Inside Ancient Lucania. Remous Limited, Dorset 2007

Dieser Artikel im Internet: **www.spektrum.de/artikel/1221330**

Das Volk des Spechtes

Gefürchtete Krieger und erfolgreiche Fernhändler: Die Picener waren eines der bedeutendsten italischen Völker. Ihre Existenz, so heißt es in ihrer Gründungslegende, verdanken sie allein der Entscheidung eines Vogels.

Von Alessandro Naso

Um das Jahr 1000 v. Chr. begann sich die Welt des Mittelmeerraums neu zu konfigurieren. Die großen Reiche der Bronzezeit waren längst zerfallen, doch hier nahm seinen Anfang, was im Lauf weniger Jahrhunderte im Erblühen der griechischen und später der römischen Kultur gipfeln sollte. In dieser Zeit bildeten sich in Italien aus Einheimischen und Zuwanderern neue Volksgruppen, die Altertumswissenschaftler auf Grund sprachlicher Gemeinsamkeiten unter der Sammelbezeichnung Italiker zusammenfassen.

Zu den kulturellen Gemeinsamkeiten dieser Völker zählte den griechischen und römischen Historikern zufolge ein als »ver sacrum«, also »geheiligter Frühling« bezeichneter Brauch: Dem Kriegsgott Mamars, der dem römischen Mars entsprach, weihte man alles, was im kommenden Frühling geboren würde, ob Pflanze, Tier oder Mensch. Wurde nun ein Stamm für sein Gebiet zu groß, mussten junge Männer und Frauen sozusagen als symbolisches Opfer an den Gott fortziehen, um andernorts eine neue Existenz aufzubauen. Ein Tier sollte die Jugendlichen dabei geleiten. So erzählten die griechischen und römischen Quellen von den Samniten, dass ein Stier sie geführt habe. Wo er sich schließlich niederließ, siedelten sie sich an (siehe Karte S. 9). Etliche weitere Stämme entstanden durch erneute Teilung – was die Samniten später nicht davon abhielt, gegen ihre Nachkommen Krieg zu führen.

Ein italisches Volk, das in den letzten 40 Jahren vermehrt Eingang in die Forschung gefunden hat, waren die Picener. Verschiedene Autoren schrieben ihre Ursprungslegende nieder, allerdings gibt es keine konsistente Gesamtdarstellung. So notierte Plinius der Ältere im 1. Jahrhundert n. Chr., der »ver sacrum« habe Angehörige der in Mittelitalien lebenden Sabiner auf Wanderschaft geschickt. Sein Zeitgenosse Marcus Verrius Flaccus nannte als deren Ziel das antike Asculum, heute Ascoli Piceno. Das Leittier war ein Specht, der sich dort auf ihrem »vexillum«, einer Art Standarte, niedergelassen habe. Zu diesem Mythos passt der Name: Im Lateinischen heißt der Vogel »picus«, »Picentes« wäre also das »Volk des Spechts«. Allerdings bezeichneten sie sich in ihrer eigenen Sprache, die durch etwa 25 Inschriften übermittelt ist, als »Pupun«. Möglicherweise entwickelte sich die römische Bezeichnung also aus diesem Eigennamen, dessen Bedeutung wir leider nicht kennen.

Mit dem Specht hatte es aber durchaus seine Bewandtnis. Nicht nur galt er auch in Rom als ein dem Kriegsgott Mars heiliges Tier. Dem griechischen Historiker Dionysios von Halikarnassos (54 v. Chr. – 8 n. Chr.) zufolge gab es im Land der Sabiner zudem eine Orakelstätte des griechischen Kriegsgottes Ares. In diesem Heiligtum namens Tiora Matiena habe ein auf einem Pfahl sitzender Specht den Menschen geweissagt. Einige Historiker vermuten, dass aus Tiora Matiena das heutige Abruzzendorf Teora hervorging. Träfe dies zu, könnten Sabiner tatsächlich von dort aus zur Küste aufgebrochen sein und sich im Gebiet um das heutige Ascoli Piceno angesiedelt haben.

Allerdings kamen weder in der Stadt noch in ihrem Umland bei Grabungen archäologische Zeugnisse der picenischen Kultur in der Menge ans Licht, wie man es dann eigentlich erwarten müsste. Möglicherweise ist diese Ortsangabe dem Mythos erst später hinzugefügt worden, um seiner Bedeutung während des so genannten Bundesgenossenkriegs

AUF EINEN BLICK

MITTLER ZWISCHEN DEN WELTEN

1. Das italische Volk der **Picener** besiedelte spätestens seit dem 9. Jahrhundert v. Chr. die gebirgige Region zwischen dem etruskischen Kulturraum und der Adriaküste. 278 v. Chr. wurden sie gezwungenermaßen **Bundesgenossen Roms**.

2. Auf Anhöhen gelegene Siedlungen in den Verbindungstälern waren vermutlich Ausgangspunkte für **Raubzüge**, dienten dann aber mehr und mehr der **Kontrolle von Handelswegen**.

3. Die Picener waren wichtige **Akteure im Fernhandel** zwischen dem Mittelmeerraum und weiter nördlich gelegenen Regionen. So verbreiteten sie Knowhow und kulturelle Errungenschaften, wie der Vergleich picenischer und keltischer Statuen zeigt.



Eine in Capestrano entdeckte lebensgroße Statue (links) gilt als Bildnis eines Angehörigen der picenischen Elite. Der Mann trug mutmaßlich einen Hut, der Angehörigen des gehobenen Standes vorbehalten war. Auch bronzene Scheiben auf der Brust zeigen seinen Rang, da diese zur Ausrüstung eines Kriegers gehörten. Im Stil vergleichbare Statuen kamen zudem andernorts zu Tage, sogar im keltischen Norden wie die hier ebenfalls lebensgroße abgebildete Figur des Kriegers von Hirschlanden (rechts).

Rechnung zu tragen: Zu Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr. lieferten sich die Picener und andere italische Völker bei Ascoli Piceno eine Schlacht mit römischen Truppen. In der Folge verlor der Ort zwar seine Unabhängigkeit, aber immerhin erhielten seine Einwohner das römische Bürgerrecht – dessen Verweigerung überhaupt erst zum Aufstand gegen Rom geführt hatte.

Kontrolle der Verbindungswege

Anhand von Metallfunden wie Waffen und Schmuck für die Frauen zeichnete Delia Giuliana Lollini, die ehemalige Leiterin der Soprintendenza Archeologica delle Marche, das Siedlungsgebiet der Picener nach: Vom Beginn der Eisenzeit im 9. Jahrhundert v. Chr. bis zur römischen Eroberung Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. kontrollierten sie ein Gebiet, das von den Bergen, die heute zu den nördlichen Abruzzen und südlichen Marken gehören, bis hinab zur mitteladriatischen Küste reichte. Viele Orte lagen in tief eingeschnittenen Flusstälern, dabei jedoch strategisch gut auf Anhöhen platziert. Denn diese fast parallel zueinander verlaufenden Täler boten die einfachste Verbindung zwischen der Küste und den fruchtbaren etruskischen Gebieten im Westen, also etwa der heutigen Toskana und dem nördlichen Latium. Diese Wege zu kontrollieren, war sicher von strategischer wie ökonomischer Bedeutung. Gut möglich, dass manche Pässe nur gegen eine Abgabe benutzt werden durften; das lässt sich heute nicht mehr nachweisen.

In einem solchen Tal entwickelte eine Siedlung stets Macht und Einfluss über alle anderen. Ein gutes Beispiel ist die archäologische Stätte Pitino di San Severino im Tal des Potenza. Die Grabbeigaben seiner Nekropole gehören zu den wertvollsten im ganzen Picenum. Allerdings blieb die Zahl

Ein ritueller Waffentanz um ein Totem zierte den Deckel einer Situla, eines für den etruskisch-italischen Raum typischen Bronzegefäßes, das wohl auch kultischen Zwecken diente. Das Objekt kam in einem Grab aus dem Ende des 7. bis Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. in der Nekropole von Pitino ans Licht.



AKG IMAGES / DE AGOSTINI PICTURE LIBRARY / A. DE GREGORIO

der Besitzenden im Vergleich etwa zur etruskischen Ebene beschränkt, denn das gebirgige Land erlaubte den Niederlassungen kein nennenswertes Wachstum und so seinen Eliten keine Entwicklung städtischer Kultur. Das traf auf alle italischen Völker zu, weshalb sie der griechische Schriftsteller Strabon meist als »komedon zontes«, als Dorfbewohner, bezeichnet hat.

Dennoch veränderten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse offenbar, denn im 7. Jahrhundert v. Chr. verbreitete sich in Mittelitalien und dann auch im Picenum die »orientalisierende Kultur«: Durch die Anhäufung von Besitz hatten Eliten bei den Etruskern wie bei den Italikern ihren Rang gefestigt, nun wollten sie ihn nach außen zeigen. Dazu bedienten sie sich zum einen kostbarer Importwaren, zum anderen imitierten sie die Machtsymbole vorderorientalischer Königtümer. Daher ist es möglich, in einem picenischen Grab bronzene »Rippenschalen« zu finden, wie sie Verstorbenen im nordsyrischen Assur mitgegeben worden waren. Wo diese wertvollen Objekte hergestellt und wie sie verbreitet wurden, ist noch Gegenstand der Forschung. Doch eines ist gewiss: In all diesen Kulturen war es Angehörige der lokalen Eliten vorbehalten, aus solchen Gefäßen Wein zu trinken. Nicht zuletzt dank der Picener gelangte diese Mode weiter nach Norditalien und überquerte sogar die Alpen.

Auch einige Steindenkmäler verdeutlichen, dass picenisches Gebiet Ideen aus dem Mittelmeerraum weitervermittelt. So bildete der nach seinem Fundort in den Abruzzen benannte »Krieger von Capestrano« das Vorbild für eine Reihe weiterer Grabstatuen, darunter auch jene aus den keltischen Grabhügeln Hirschlanden (siehe Bild S. 43) und Glauberg in Deutschland.

Beliebte Exportwaren: Eiserne Militaria

Die Rolle der Picener im Fernhandel beschränkte sich aber nicht auf die Weitergabe von Waren. Vielmehr entwickelten sie eigene Produkte, insbesondere militärische Ausrüstungsteile. So fertigten einheimische Handwerker für die Reiterei neuartige Formen von Trensen an, also Gebissstangen mit seitlichen Ringen zum Einhängen des Zaumzeugs. Noch im 7. Jahrhundert v. Chr. folgten picenische Helme den Vorbildern aus Mittelitalien, im Jahrhundert darauf brachten die Werkstätten einen neuen Typus heraus. Der »Negauer Helm«, benannt nach einem in einem 1811 in Negova im heutigen Slowenien entdeckten Helmdepot, verfügte über eine metallene Krempe, die Schutz gegen die zur gleichen Zeit aufkommenden langen Schwerter bot. Am Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. verlagerte sich die Herstellung der Negauer Helme jedoch aus unbekannten Gründen nach Etrurien.

Auch die weiblichen Mitglieder der Elite wussten ihren Rang nach außen zu zeigen: mit ornamental verzierten Gewandspangen, Brustschmuck mit plastisch figürlicher Ausschmückung und Scheiben mit durchbrochenen Mustern. Die picenische Frauentracht war wohl die kostbarste auf der ganzen Apenninischen Halbinsel. In der Siedlung von Numana kamen zwei Gräber aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. zu Tage, in denen auch zwei Frauen beigesetzt worden waren. Die eine war mit gut 350, die andere mit mehr als 500 Fibeln bestattet worden. Derart geschmückt hätten sie zu Lebzeiten keinen Schritt tun können.

Die schiere Existenz all dieser Produkte bezeugt seinerseits die Teilnahme des Picenums am Fernhandel. Denn dort gab es kaum Erze; die erforderlichen Metalle kamen letztlich wohl aus den Gebieten des heutigen Frankreichs und Sloweniens.

Ab der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. erschütterten gesellschaftliche Konflikte das Picenum, vergleichbar den zeitgleichen Spannungen zwischen Patriziern und Plebejern in Rom. Obendrein drangen die italischen Völker der Umbrer und Samniten in das Gebiet ein, vor allem aber die aus Gallien stammenden und seit einiger Zeit in Norditalien ansässigen Senonen. Unter ihrem Häuptling Brennos eroberten diese 378 v. Chr. zwar auch Rom – bis auf die Festung auf dem Kapitol –, doch die Tiberstadt erholte sich rasch wieder und expandierte. Zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. waren die italischen Völker freiwillig oder gezwungenermaßen Roms Bundesgenossen geworden. Manche behielten ein gewisses Maß an Selbstständigkeit; die kriegerischen Picener aber wurden 278 v. Chr. unterworfen und teilweise sogar zur Befriedung an den Golf von Paestum umgesiedelt.

Als sich der römische Senat weigerte, seinen italischen Partnern das römische Bürgerrecht zu verleihen, die Italiker also den Bewohnern Roms rechtlich gleichzustellen, tobte von 91 bis 88 v. Chr. der Bundesgenossenkrieg, an dem sich die Picener beteiligten. Rom konnte den Aufstand nur dadurch für sich entscheiden, dass es letztlich der Forderung nachkam. Was ihm zum Vorteil gereichte, denn die Stämme integrierten sich und waren bald kaum noch von der römischen Bevölkerung zu unterscheiden. Der erste Kaiser Augustus erklärte das Picenum im Zuge einer Verwaltungsreform zur »quinta regio«, also zur fünften Siedlungsregion Italiens, beließ ihr aber den Namen, um an die vorrömische Vergangenheit zu erinnern. ~

DER AUTOR



Der in Rom geborene **Alessandro Naso** lehrt Ur- und Frühgeschichte an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Die Kulturen der Italiker und der Etrusker bilden einen seiner Forschungsschwerpunkte.

QUELLEN

Franchi Dell'Orto, L. (Hg.): Die Picener. Ein Volk Europas. Ausstellungskatalog. De Luca, Rom 1999

Naso, A.: I Piceni. Storia e archeologia delle Marche in epoca preromana. Biblioteca di Archeologia 29. Longanesi, Mailand 2000

Torelli, M.: Tota Italia. Essays in The Cultural Formation of Roman Italy. Clarendon Press, Oxford 1999

Dieser Artikel im Internet: **www.spektrum.de/artikel/1221328**

GRIECHISCHE KOLONISATION

»Wie Frösche um einen Teich«

Der Handel florierte, die Gemeinwesen wuchsen, kurz: Griechenland boomte im 8. Jahrhundert v. Chr. Und dennoch brachen Kolonisten zu neuen Gestaden auf – waren sie die Verlierer des Aufschwungs?

Von Theodor Kissel



DREAMSTIME / JEFF GRABERT

Mit sakralen Bauten wie dem Hera-Tempel von Poseidonia (heute Paestum) setzten griechische Kolonisten in Italien und Sizilien Maßstäbe.

Die zackigen Zähne der Anker fesseln die Schiffe; den Strand bedecken sie Heck an Heck. Und mutig schwingt sich die Jugend, entflammt von heißer Begierde auf die hesperische Erde hinaus.« So schilderte der römische Dichter Vergil (70–19 v. Chr.) in seiner »Aeneis« die Ankunft der ersten Griechen in Italien. Scharenweise hatten Auswanderer zwischen 750 und 500 v. Chr., dem archaischen Zeitalter, Hellas verlassen, um in der Fremde eine neue Heimat zu finden. Fast 200 Siedlungen entstanden rings um das Mittelmeer und das Schwarze Meer, was den Athener Philosophen Sokrates (469–399 v. Chr.) spotten ließ: »wie Frösche um einen Teich«. Ein bunter Flickenteppich autonomer Gemeinwesen, unter denen die in Italien und auf Sizilien eine besondere Rolle spielen sollten. Schon in der Antike nannte man diese Region deshalb Magna Graecia – Großgriechenland.

Viel rätselten Altertumsforscher über die Gründe jener im 8. Jahrhundert v. Chr. einsetzenden »Großen Griechischen Kolonisation«. Handelsinteressen vermuteten die einen, Landmangel durch Überbevölkerung die anderen. Tatsächlich warnte der griechische Dichter Hesiod (geboren vor 700 v. Chr.) vor steigenden Bevölkerungszahlen und forderte Eltern auf, sich auf ein Kind zu beschränken. Wieder andere Forscher führten Dürreperioden und Ressourcenknappheit ins Feld. Oder war es manchmal schlicht Abenteuerlust? Der Kölner Althistoriker Karl Joachim Hölkeskamp betont, neben einem Unbehagen am Hier und Jetzt sei immer auch die Hoffnung mitgeschwungen, »jenseits der Enge und Begrenztheit der Heimat sich neue Handlungsspielräume zu erschließen und Reichtum und Einfluss zu gewinnen«.

Dabei erlebte Hellas eigentlich einen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Aufschwung. Es trat, wie Christian Meier, emeritierter Professor der Universität München, es formulierte, »aus dem Schatten des Dunklen Zeitalters heraus und erfand die Welt neu«. Aus jenem rund 400 Jahre währenden Dunklen Zeitalter also, das um 1200 v. Chr. mit dem Brand der minoischen Paläste begann und in dem alle Schriftlichkeit verschwunden schien.

Auch wenn Archäologen inzwischen manchen Befund zu Tage förderten, der diese Zäsur weniger dramatisch erscheinen lässt, machte Griechenland in der nun anbrechenden Epoche der Archaik doch einen gewaltigen Schritt in Richtung Hochkultur. Man erfand die Schrift, entdeckte das Individuum. Homer schrieb seine beiden Epen »Ilias« und »Odyssee« über die Helden des legendären Trojanischen Kriegs und zum ersten Mal zeichneten Künstler ihre bemalte Keramik namentlich. Das alles vollzog sich im institutionellen Rahmen der Polis, jenen Stadtstaaten, die sich zu Beginn des 8. Jahrhunderts v. Chr. formierten und bald zur Wiege der Demokratie wurden.

Überall blühte der Handel und brachte Wohlstand. Umso unverständlicher also, dass Griechen gerade jetzt ihre Heimat verließen. Waren die Emigranten vielleicht – eine weitere Erklärung – Verlierer des Aufschwungs? Die wenigen erhaltenen Schriftquellen berichten von heftigen Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Adelsgruppen, später zwischen Aristokraten und unteren Schichten. Die griechischen Siedler, so vermutete der Frankfurter Althistoriker Frank Bernstein 2004, suchten das Weite, um sozialen Konflikten zu entgehen.

Innere Distanz zur Mutterstadt

Denn eine wachsende Bevölkerung verursachte Probleme, für die jene früharchaische Gesellschaft Griechenlands keine Lösungen parat hatte. Es galt das Recht des Stärkeren und Konflikte wurden mit dem Schwert ausgetragen. Migration als Ventil für Bevölkerungsdruck und politischen Dissens? Eine These, die vieles für sich hat. Denn die Griechen nannten ihre Heimatstadt jeweils »metropolis«, Siedlungen außerhalb des Stammlands aber »apoikiai« (von griechisch: apo = weg und oikia = Siedlung), eine Terminologie, die laut Bernstein eine innere Distanz zur Mutterstadt zum Ausdruck brachte. Tatsächlich bezeichnete Platon (um 427–347 v. Chr.) Jahrhunderte später die Gründung von Apoikien als »altbewährtes Mittel bei Überbevölkerung, inneren Konflikten und bei Enge des Landes«. Allerdings gibt es hinsichtlich der Ursachen der Auswanderung neuerdings wieder Gelehrte, wie der Genfer Archäologe Jean-Paul Descoeudres, welche die Migration allgemein im Zusammenhang mit der Polisentstehung sehen.

Es waren Siedler der Attika benachbarten Insel Euböa, namentlich Bewohner von Chalkis und Eretria (siehe Karte nächste Seite), die sich als Erste gen Westen, nach Hesperia aufmachten – eine Reise ohne Rückfahrschein, nicht ungefährlich, doch kein Himmelfahrtskommando. Denn auch ohne Kompass und GPS gelangten die Griechen an ihr Ziel. Sie verstanden es, nach den Sternen zu navigieren, und sie profitierten von den Erfahrungen eines anderen großen Seefahrervolks, dessen Kapitäne bereits um 1000 v. Chr. durch das Mittelmeer kreuzten, den Phöniziern. Die zeichneten erste Seekarten, die »periploi«, und trugen darin Entfernungsangaben und Küstenbeschreibungen ein, zudem Informationen über Untiefen, Strömungen und signifikante Landmarken, die vom Meer aus gut zu sehen waren. Beschwerlich aber war die Überfahrt allemal, denn die damaligen Segelschiffe vermochten nicht gegen die im Mittelmeer vorherrschenden Nordwestwinde zu kreuzen und waren deshalb oftmals Wochen unterwegs.

AUF EINEN BLICK

NEUANFANG IN ITALIEN

1 Im aufstrebenden **Griechenland des 8. Jahrhunderts v. Chr.** gab es viele Gewinner des Wohlstands – aber auch Verlierer.

2 Denn mit dem Reichtum stieg die Zahl der Menschen. Viele zog es aus den **überbevölkerten Regionen** in die Fremde.

3 Bevorzugte Ziele der griechischen Kolonisten waren **das südliche Italien und Sizilien**. In den dünn besiedelten Regionen trafen sie auf wenig Widerstand. Sie konnten sich nehmen, was sie brauchten.

Griechische Kolonien in der Magna Graecia

Vom 8. bis zum 6. Jahrhundert v. Chr. gründeten griechische Siedler Kolonien im Mittelmeerraum und an der Schwarzmeerküste. Die größte Dichte an Pflanzstädten wiesen Süditalien und Sizilien auf, diese Region hieß deshalb schon in der Antike Magna Graecia, »Großgriechenland«.

Die koloniale Ausbreitung der Griechen im Mittelmeer im 8. bis 6. Jh. v. Chr.

- **Mutterstadt in Griechenland**
- **Mutterstadt der Magna Graecia**
- **Mutterstadt, sonstige**
- Kolonie, primäre Gründung
- Kolonie, sekundäre Gründung
- Kolonie, tertiäre Gründung

SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT / EMDE-GRAFIK

Die Exilanten aus Euböa gründeten um 770 v. Chr. die Siedlung Pithekussai auf der Insel Ischia im Golf von Neapel. Gut 20 Jahre später – alle Datierungen beruhen auf archäologischen Befunden – folgte in Süditalien Kyme, nach weiteren zwei Jahrzehnten die Städte wie Naxos und Syrakus auf Sizilien, zu den jüngsten Kolonien dieser ersten Phase gehörten Kroton um 710 und Taras um 706 v. Chr. in Süditalien. In den fruchtbaren Schwemmlandebenen Süditaliens und Siziliens fanden die Griechen, woran es in der Heimat mangelte: weitläufige Anbauflächen.

Meist waren es nicht mehr als 100 bis 300 Menschen, mitunter sogar aus verschiedenen Herkunftsorten, die sich zu einem Gemeinschaftsunternehmen zusammenschlossen (siehe Tabelle rechts). Rhegion beispielsweise war ein Joint Venture von Einwohnern der Stadt Chalkis und der Region Messenien auf dem Peloponnes. Solche Zusammenschlüsse hatten rein praktische Gründe: In Dörfern und Städten fanden sich oftmals nicht mehr als je zehn Ausreisewillige – oder Personen, die zum Exil verurteilt wurden wie jene Messenier, denen die Vergewaltigung spartanischer Jungfrauen in einem Heiligtum zur Last gelegt worden war.

Die Führer eines Siedlerzugs wurden Oikisten (vom Griechischen: »oikia« = Siedlung und »ktisein« = gründen) genannt. Es waren vornehmlich Adlige, die die Initiative ergriffen, Schiffe und Material organisierten. Vor der Expedition pilgerten sie zum Orakel von Delphi, dem wohl wichtigsten religiösen »Dienstleistungszentrum« der Antike, um dort den Rat des Gottes Apollo zu erbitten. Wie Irad Malkin, Professor für altgriechische Geschichte an der Universität Tel Aviv, Anfang der 1990er Jahre herausfand, hatte diese Audienz aber noch einen ganz anderen Grund: Man wollte sich das Unternehmen von höchster Stelle absegnen lassen. Denn ein derart heikler Akt wie die Inbesitznahme fremden Landes bedurfte antiken Vorstellungen zufolge göttlicher Zustim-

Kolonie (heutiger Name)	Mutterstadt oder -landschaft	Gründungsjahr v. Chr. um
Pithekussai (Ischia)	Chalkis	770
Kyme (Cumae)	Chalkis	750
Naxos (Guardini Naxos)	Chalkis	734
Syrakus (Siracusa)	Korinth	733
Zankle (Messina)	Chalkis und Kyme	730
Katane (Catania)	Naxos	729
Leontinoi (Lentini)	Naxos	729
Megara Hyblaia	Megara Nisaia	728
Rhegion (Reggio di Calabria)	Chalkis und Messenien	730 – 720
Sybaris (Sibari)	Achaia	720 oder 710
Mylai (Milazzo)	Zankle	716
Kroton (Crotone)	Achaia	708
Taras (Tarent)	Sparta	706
Kaulonia (Caulonia)	Achaia	Ende 8. Jh. v. Chr.
Laos (bei Scalea)	Sybaris	Ende 8. Jh. v. Chr.
Pyxus (Policastro Bussentino)	Sybaris	Ende 8. Jh. v. Chr.
Skydros	Sybaris	Ende 8. Jh. v. Chr.
Siris	Kolophon	690 – 680
Gela	Rhodos und Kreta	688
Lokroi Epizephyrioi (Locri)	Lokrien	675 – 650
Akrai (Acre)	Syrakus	663
Himera (Imera)	Zankle	649
Kasmenai (Casmene)	Syrakus	643
Metapontion (Metapont)	Achaia	640 – 630
Selinis (Selinunt)	Megara Hyblaia	628
Poseidonia (Paestum)	Sybaris	600
Hipponion (Vibo Valentia)	Lokroi Epizephyrioi	Anfang 6. Jh. v. Chr.
Kamarina (Camarina)	Syrakus	598
Akragas (Agrigent)	Gela	580
Lipara (Lipari)	Knidos	580 – 576
Medma (Rosarno)	Lokroi Epizephyrioi	575
Hyele-Elea (Velia)	Phokaia	535
Dikaiarcheia (Pozzuoli)	Samos	531 v. Chr.
Skylletion (Scolacium)	Kroton	5. Jh. v. Chr.
Neapolis (Neapel)	Kyme	Anfang 5. Jh. v. Chr.
Terina (Sant' Eufemia Vetere)	Kroton	480 – 470
Thurioi	Gemeingriechische Kolonie	444/443
Herakleia (Eraclea)	Athen und Peloponnes	433

mung. Und die gewährte laut Malkin der pythische Apollo, auch »archegetes«, Wegbereiter genannt.

Er spielt in den »ktiseis«, den Gründungslegenden, eine wichtige Rolle, die nach wie vor in der Forschung kontrovers diskutiert werden. Während ihnen manche Gelehrte, wie der Leiter der Scuola Archeologica Italiana di Atene in Rom, Emanuele Greco, durchaus einen historischen Kern zubilligen, sieht der an der University of Chicago lehrende Spezialist für griechische Geschichte, Jonathan Hall, die »ktiseis« als aus narrativen Versatzstücken nachträglich zusammengesetzte Legenden zur Erklärung einer mythischen Vergangenheit. Beispielsweise überlieferte der Historiker Herodot (um 484–424 v. Chr.), die Bewohner der Kykladeninsel Thera hätten auf Geheiß des Gottes Haus und Hof verlassen und seien unter der Führung eines gewissen Battos nach Libyen aufgebrochen. Dazu wurde »in allen Ortschaften aus jedem Haushalt ein Sohn ausgewählt«, was auf Bevölkerungsüberschuss schließen lässt. Verschärft wurde die Situation möglicherweise durch eine Dürre, der Legende nach eine Strafe Apollos, dessen Weisung missachtet worden war. Schließlich gründeten die Auswanderer Kyrene, das zur größten griechischen Kolonie Afrikas heranwachsen sollte. Trockenheit als göttliche Strafe trieb wohl auch Korinther Bürger außer Landes, laut Gründungsmythos verschuldet durch einen Mord (siehe Kasten S. 50). Der Täter gründete Syrakus.

Die Griechen kamen – und bauten

War ein geeigneter Siedlungsplatz gefunden, begann dessen Erschließung. Homer hat den Vorgang in seiner »Odyssee« knapp umrissen: Als König Nausithoos im Land Scheria – manche Forscher lokalisieren es auf der Insel Korkyra, andere auf Kreta – eine Kolonie gründete, »umgab er sie mit Mauern, baute Häuser, für die Götter Tempel und teilte die länd-

Gründungslegende von Syrakus

In seinen »Liebeserzählungen« schilderte Plutarch im 1. Jahrhundert n. Chr. sinngemäß:



Apollos Orakel wurde von Siedlern befragt.

Pheidon, König von Argos, suchte Korinth durch List zu unterwerfen, wurde aber von Habron verraten. Aus Furcht vor Verfolgung zog dieser in das Dorf Melissos nahe Korinth. Dort zeugte er einen Sohn, den er nach seiner neuen Heimat benannte. Dem Melissos wurde Jahre später seinerseits ein Sohn geboren, der schöne und von allen geliebte Aktaion. Diesen begehrte auch Archias, einer der reichsten und mächtigsten Männer Korinths. Da sein Werben erfolglos blieb, wollte er den Jüngling rauben.

Begleitet von Freunden und Sklaven zog er zum Haus des Melissos, der sich jedoch, seinerseits von seinen Freunden und Nachbarn unterstützt, zur Wehr setzte. Bei diesen Kämpfen kam Aktaion jedoch zu Tode. Melissos zog mit dem Leichnam auf die Agora von Korinth und forderte Rache. Die Bürger bezeugten zwar ihr Mitleid, unternahmen aber nichts, die Bluttat zu sühnen. Daraufhin wandte sich Melissos an den Gott Poseidon und unterstrich seine Klage durch den Freitod.

Schon bald darauf wurde Korinth von Dürre und Seuche heimgesucht, worauf sich die Stadt an das Orakel von Delphi, an den Gott Apollo wandte. Dieser warnte vor dem Zorn des Poseidon, der nicht nachlassen würde, bis Aktaions Tod gerächt sei. Es war Archias selbst gewesen, den die Korinther nach Delphi geschickt hatten. Er kehrte erst gar nicht in seine Heimatstadt zurück, sondern fuhr nach Sizilien, wo er Syrakus gründete, zwei Töchter zeugte, – und später von seinem Gefährten und Geliebten Telephos ermordet wurde.

lichen Fluren« in gleich große Flächen für den Ackerbau. Was der Dichter in seinem Epos beschrieb, bestätigte ein Grabungsbefund in Megara Hyblaia an der Westküste Siziliens. Dort haben französische Archäologen in den 1980er Jahren mittels geomagnetischer Prospektion ein jahrtausendealtes Grabensystem im Boden entdeckt, das einst die Äcker in Parzellen unterteilte. Ein siedlungsarchäologischer Befund, der durch neuere Untersuchungen des Amsterdamer Archäologen Jan Crielaard gestützt wird.

In der fremden Umgebung wuchs der Zusammenhalt der Siedler

Gleichzeitig mit der Erschließung des Raums außerhalb der Stadt erfolgte die Ausgestaltung des durch eine Mauer abgegrenzten innerstädtischen Bereichs. Jede griechische »polis« verfügte zum einen über eine Agora, jenen freien Platz inmitten der Stadt, auf dem die Bürger politische Angelegenheiten diskutierten, zum anderen über Heiligtümer für die Kommunikation mit den Göttern. Hinzu kamen kommunale Bauten wie etwa das Bouleuterion, die Tagungsstätte des Rats der Bürger; das Ekklesiasterion, Ort der Volksversammlung, oder das Prytaneion, Wirkungsstätte der Ratsherren und der Ort, an dem Gesandtschaften empfangen wurden. Dort hütete man auch das heilige Feuer, das aus der Heimat mitgebracht und bei der Stadtgründung im Herd der Göttin Hestia entzündet wurde. Eine Stätte von besonderer Bedeutung war das Heroon, Grabstätte des Gründers.

Dank der von Apollo übertragenen Autorität genoss er kultische Verehrung: »Dort, auf dem Heck der Agora, liegt er abseits, tot. Glücklich wohnte er unter den Menschen, sodann als Heros vom Volk geehrt«, sang der griechische Dichter Pindar (um 520 – 445 v. Chr.) in seinen Oden. Und tatsächlich stießen italienische Archäologen Anfang der 1980er Jahre auf der Agora von Poseidonia auf ein solches »Heroon«, in dem sie mehrere, sogar unversehrte »Hydrien« entdeckten, dreihenklige Vasen, die noch Reste von Trankopfern enthielten.

Die gemeinsame Kraftanstrengung beim Aufbau einer neuen Existenz, das tägliche Aufeinander-angewiesen-Sein in fremder Umgebung stärkten das Zusammengehörigkeitsgefühl der Siedler. Die Mauer, die jede Siedlung nach außen abgrenzte, signalisierte auch Einheit nach innen. Im Tempel der Stadtgottheit erwies sich die Apoikie als Kult-, durch das Wappen auf den städtischen Münzen zudem als Wirtschaftsgemeinschaft. Das kommunale Bewusstsein war bei den Bewohnern der Magna Graecia besonders stark ausgeprägt. Nach Ansicht des Erfurter Althistorikers Kai Brodersen entwickelte sich eine regelrechte Siedleridentität, die gut an Ortsnamen abzulesen sei: Während etwa die europäischen Auswanderer der Neuzeit den Rückbezug zur Mutterstadt suchten – das heutige Manhattan beispielsweise hieß ursprünglich Neu-Amsterdam – übernahmen die Griechen zuweilen einheimische Bezeichnungen oder kreierten neue Namen (siehe Tabelle S. 49).

Zankle, das spätere Messina, war das sikelische Wort für »Sichel«, wie Thukydides zufolge den sichelförmigen Hafen beschrieb; Rhegion leitete sich von »regnunai« ab, griechisch für abgebrochen, denn dort schien Sizilien von Unteritalien abgespalten. Namen waren Programm und das lautete »Unabhängigkeit vom Mutterland«. Aus Korinthern wurden Syrakuser, aus Spartanern Tarentiner und im Fall der von Bewohnern der Insel Samos 531 v. Chr. gegründeten Apoikie

Dikaiarcheia, dem späteren Puteoli, war der Name gar eine direkte Erwiderung auf die politischen Verhältnisse daheim: Eine »gerechte Herrschaft« wollten die vor dem samischen Tyrannen Polykrates Geflohenen errichten.

Neues schaffen, um das Alte zu überwinden, diese Maxime lässt sich in Ansätzen auch im Bereich der Architektur erkennen: »Diese war keine simple provinzielle Variante derjenigen des Mutterlands, sondern Ausdruck eigenständigen innovativen Wirkens«, betont Dieter Mertens, Bauhistoriker am Deutschen Archäologischen Institut in Rom. Formale Eigenheiten aus Hellas vermischten sich so zu einer Art Kolonialstil, wie etwa in Megapont am Ionischen Meer, wo das Ekklesiasterion-Theater die Funktionen Versammlungs- und Schauspielstätte miteinander kombinierte, eine Innovation, die den Gemeinschaftsgeist zum Ausdruck brachte.

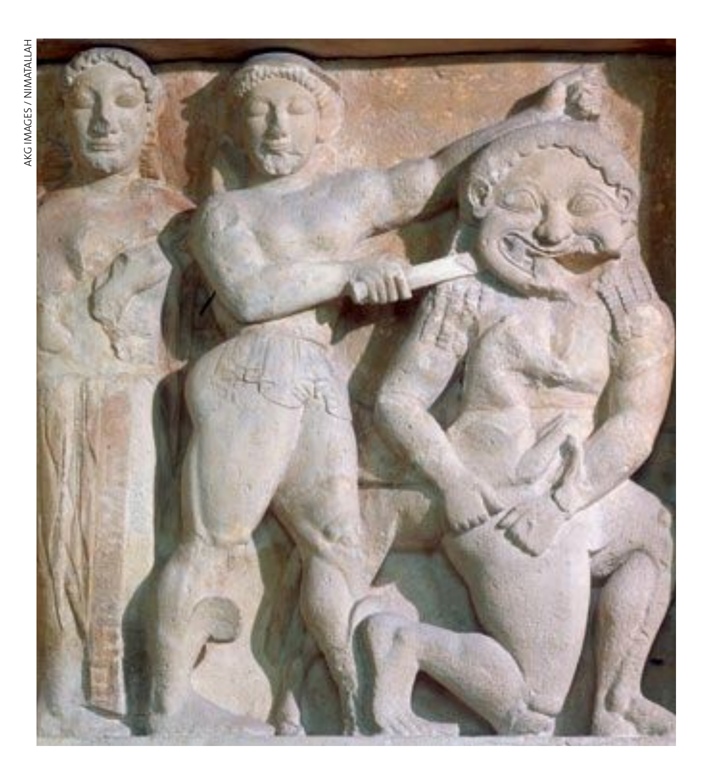
Fernab der bedrückenden Enge im Mutterland bot sich ungewohnter Freiraum. Keine Agora in Hellas hätte Platz für ein Versammlungsgebäude geboten, das gut und gern 8000 Personen fassen konnte, in Megapont war dies möglich. Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr., Athen wurde noch von Tyrannen regiert und auf der Akropolis stand noch kein Parthenon, errichtete die Stadt Poseidonia dem Meeresgott einen Sakralbau, dem Hellas an Monumentalität und Erhabenheit nichts entgegenzusetzen hatte.

Griechische Apoikien waren souveräne Gemeinwesen, die lediglich »Pietätsbeziehungen zur Mutterstadt« unterhielten, wie Adam Smith (1723–1790) befand, einer der geistigen Gründerväter der Vereinigten Staaten von Amerika. Von ganz entscheidender Bedeutung, so der emeritierte Münchner Althistoriker Jakob Seibert, sei die räumliche Entfernung der Kolonie zur Mutterstadt gewesen. Dementsprechend war die Eigenständigkeit Magna Graecias im Vergleich zu den Pflanzstädten an der kleinasiatischen Küste deutlich ausgeprägter. Allenfalls ein Gefühl kultureller Zugehörigkeit zum Heimatland manifestierte sich in Sprache, Kunst, Literatur, Religion und Lebensweise.

Am deutlichsten brachten dies Schatzhäuser und Weihgeschenke in Heiligtümern wie Delphi zum Ausdruck, mit denen die Kolonisten freilich der griechischen Welt demonstrierten: Wir haben es geschafft! Eine weitere Gelegenheit, den gemeinsamen kulturellen Hintergrund zu betonen und gleichzeitig in Wettstreit mit dem Mutterland zu treten, bot sich bei den Olympischen Spielen. Milon, der wohl erfolgreichste Olympionike der Antike, trat dort explizit als Bürger

Kulturtransfer Griechenland – Etrurien und zurück: Die Abdeckplatte eines als »Taucher« bezeichneten Steinkistengrabs aus der Zeit um 480 v. Chr. gehört zu den bedeutendsten Zeugnissen großgriechischer Kunst. Sie steht in der Tradition der etruskischen Grabmalerei, die ihrerseits die griechische Technik der Freskomalerei übernommen hatte.





Der Heroe Perseus schlich sich mit Hilfe der Göttin Athene in die Höhle der schlafenden Medusa und schlug dieser den Verderben bringenden Kopf ab. Im Augenblick ihres Todes gebar Medusa das geflügelte Pferd Pegasos, das Perseus zu seinem nächsten Abenteuer trug. Das um 540 v. Chr. entstandene Relief zierte die Ostfront eines Tempels in Selinunt auf Sizilien.

seiner Heimatstadt Kroton auf. Solches Selbstvertrauen basierte keineswegs nur auf dem Bewusstsein, den Boden urbar gemacht und in der Fremde überlebt zu haben. Koloniegründung und -entwicklung verliefen selten friedlich, denn die Griechen in Unteritalien und auf Sizilien betraten Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. ja keinen menschenleeren Raum. Auf Sizilien lebten Völker wie die Elymer, Sikaner und Sikuler, in Unteritalien die Oinotrer und Japyger (siehe Karte S. 9). Beschäftigten sich Forscher bis vor etwa zehn Jahren noch vor allem mit der Chronologie der Großen Griechischen Kolonisation und den Motiven der Siedler, konzentrieren sie sich inzwischen vor allem auf den Zusammenprall der Kulturen und den dadurch ausgelösten Wandel in Magna Graecia.

Archäologische Grabungen beweisen, dass die Mehrzahl der Pflanzstädte auf den Trümmern bestehender Orte errichtet wurde. Völkerverständigung gab es wohl nur selten, etwa in Megara Hyblaia, benannt nach dem einheimischen Sikulerkönig Hyblon, der den Siedlern aus Megara gestattete, sich auf seinem Gebiet niederzulassen.

Meist aber erfolgte die Landnahme mit Gewalt. Die aus Sparta stammenden Gründer von Taras – Spartas einzige Apoikie – lieferten sich mit den Japygern über Jahre hinweg erbitterte Kämpfe. Zu einem Dialog der Kulturen kam es auch bei der Gründung von Syrakus nicht. Dort zerstörten die Korinther vielmehr gleich nach ihrer Ankunft die sikulische Siedlung auf der Insel Ortygia; wer blieb, musste den Status des Hörigen akzeptieren, wie Herodot und Aristoteles berichteten.

Allerdings gewinnen derzeit wieder stärker jene Gelehrte an Gewicht, die einer friedlichen Koexistenz das Wort reden. Im Zuge eines zunehmenden Interesses an den »Anderen« rücken weniger graecozentrisch ausgerichtete Untersuchungen in den Fokus, die – wie die des Madrider Archäologen Adolfo Domínguez gestützt auf den archäologischen Befund – die Interaktion zwischen Neuankömmlingen und Einheimischen als durchaus einvernehmlicher erachten als bislang angenommen. Allein, auf Grund eines nicht vorhandenen Zerstörungshorizonts auf ein friedliches Miteinander zu schließen, hieße mit Gocha Tsetskhladze, Dozent an der University of Melbourne, die Augen vor der historischen Überlieferung verschließen. Schließlich seien fehlende Brandspuren noch lange kein Indiz dafür, dass sich Neuankömmlinge und Autochthone nicht feindlich gesinnt waren.

In der Tat, das zeigen aktuelle siedlungsarchäologische Untersuchungen im antiken Lukanien, wich die dortige indigene Bevölkerung der Macht des Stärken. Grabungen der Heidelberger Archäologin Agnes Henning belegen, dass einheimische Italiker als Reaktion auf die Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. einsetzende römische Expansion in Süditalien ins Hinterland zurückwichen beziehungsweise abgedrängt wurden und dort stark befestigte Höhensiedlungen anlegten.

Wo die Neuankömmlinge in der Minderzahl waren, bedienten sie sich List und Tücke. So geschehen im Fall der Gründung von Lokroi Epizephyrioi, nahe dem heutigen Locri in Kalabrien. Dem Historiker Polybios zufolge schworen die Siedler den Sikulern Freundschaft, »solange ihr Fuß die Erde beträte und sie den Kopf auf den Schultern trügen«. Doch vor dem Eid hätten sie Erde auf die Sohlen ihrer Schuhe gestreut und Knoblauchköpfe unter ihren Gewändern auf die Schultern gelegt. Die formalen Bedingungen des Schwurs waren also rasch beseitigt und die Sikuler wurden alsbald vertrieben.

Für böses Blut sorgte zudem, dass die ersten Siedler, meist junge Männer, ohne Frauen kamen. Denn in Hellas herrschte vor allem Mädchenmangel. Weil die patriarchalische Gesellschaft männliche Nachkommen bevorzugte, Mädchen zudem teuer wurden, weil schon zu Lebzeiten der Eltern ihr Erbteil als Mitgift fällig war, wurden weibliche Neugeboren häufig in freier Natur ausgesetzt. Auch die gleichberechtigte Erbteilung unter den Söhnen motivierte zur Auswanderung, da längst viele Landgüter zu klein geworden waren, um Familien zu ernähren. »So ergab sich ein Überschuss an jungen Männern«, konstatiert Kai Brodersen, »die in der Fremde wohl zu Recht mehr Chancen für sich sahen als in der Heimat.« Diese Singles nahmen sich nun einheimische Frauen, und zwar meist mit Gewalt – in der Antike nicht unüblich: Römer raubten die Sabinerinnen, die Karthager versorgten sich an Afrikas Küste und vom kleinasiatischen Milet über-

lieferte Herodot: »Die Ionier brachten keine Frauen mit in ihre Neusiedlung, sondern nahmen karische Mädchen, deren Eltern sie zuvor erschlagen hatten.«

Dass die Kolonisation Italiens und Siziliens dennoch gelang, muss jedoch nicht verwundern. Es gab keine zentralisierten und mächtigen Staatsgebilde, das Land war dünn besiedelt. Dementsprechend blieb der Widerstand lokal und begrenzt.

Einige Generationen später waren die Wunden verheilt und man hatte sich arrangiert, wie der römische Historiker Iustin schrieb: »Die Griechen haben die Einheimischen daran gewöhnt, nach Gesetzen und nicht bloß mit Waffengewalt zu leben, auch Reben zu beschneiden und Ölbäume anzupflanzen.« Aus Italikern wurden Griechen. Grabbeigaben an Kultplätzen der Urbevölkerung wie etwa Salbengefäße, Kratere und Disken lassen darauf schließen, dass der Lebensstil der Hellenen Anklang gefunden hatte. Man lag entspannt beim Bankett oder maß seine Kräfte im sportlichen Wettkampf. Die Etrusker übernahmen die Sitte des gemeinschaftlichen Badens, von ihnen lernten es dann die Römer. Vom Nutzen der Münzprägung ließen sich die einheimischen Fürsten schnell überzeugen und wer von Stand war, demonstrierte dies durch Feinsinn: Griechische Künstler verbreiteten den Bronzeguss von Skulpturen und die Fertigkeiten der Vasenmalerei. Deren Substrat, die dünnwandige Keramik, wurde dank der griechischen Töpferscheibe bald als Massenware hergestellt.

Zusammen mit Rom gegen die Einheimischen

Doch schon im 6. Jahrhundert v. Chr. holten die alten Probleme die Kolonisten wieder ein. Stetiger Zustrom von Nachzüglern, vom Dichter Archilochos (um 680–645 v. Chr.) als »Abschaum der Menschheit« bezeichnet, führte zu Spannungen, denn die alteingesessenen Familien billigten ihnen politisch wie ökonomisch weniger Rechte zu. Sogleich brach denn die »alte Krankheit der Griechen« wieder auf, »ihre heillose Zerstrittenheit«, wie Platon sich ausdrückte. Die Apoikien Unteritaliens gründeten nun ihrerseits Kolonien, um den sozialen Druck abzulassen: Sybaris gründete um 600 v. Chr. Poseidonia, Kyme um 500 v. Chr. Neapel. Zudem okkupierte man Ackerland von benachbarten Gemeinden. So wurde das reiche Siris bald von seinen Nachbarn Kroton, Sybaris und Megapont zerstört. 510 v. Chr. schluckte Kroton dann Sybaris.

Zwei Jahrhunderte später schlossen sich die einheimischen Völker Süditaliens, Osker, Samniten, Lukaner und Bruttier, zu Stammesverbänden zusammen. Der Druck auf die Griechenstädte wuchs und sie gingen eine Notgemeinschaft ein, den »archaischen Städtebund«. Als auch der nicht genügend Gewicht auf die Waagschale der Macht brachte, riefen sie Fremde zu Hilfe, wie etwa den Molosserkönig Alexander. Das jedoch missfiel dem aufstrebenden Rom, das seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. seine Macht immer weiter nach Süden ausdehnte. Nachdem es in einem verlustreichen Krieg (343–290 v. Chr.) die Samniten bezwungen hatte, empfahl es sich den Griechenstädten als Schutzmacht gegen die Lukaner, Bruttier und Osker. In Wahrheit freilich ging es um Expansion. Immer mehr gerieten die griechischen Poleis in den römischen Machtbereich: Mitte der 80er Jahre des 3. Jahrhunderts v. Chr. trat das schwer bedrängte Thurioi am Golf von Tarent einem Bund mit der Tiberstadt bei; Locroi, Rhegion und Kroton schlossen sich bald darauf an. Sie erhielten römische Garnisonen und den Status von Verbündeten. Lediglich Tarent, die reichste und mächtigste Griechenstadt des italischen Festlands, stellte sich offen gegen Rom, versenkte dessen Schiffe und vertrieb die Legionäre aus Thurioi. Zur Unterstützung versicherte man sich der Truppen des Söldnerkönigs Pyrrhus von Epirus, doch der zog sich nach schwer erkämpften »Pyrrhussiegen« 275 v. Chr. aus Italien zurück. Drei Jahre später musste sich Tarent als letzte freie Griechenstadt Rom unterwerfen.

Der griechischen Kultur schadete das allerdings nicht. Roms Poet Horaz dichtete: »Das mit dem Schwert eroberte Griechenland eroberte den rohen Sieger mit seinem Geist, denn es brachte die Künste und Wissenschaften ins bäuerische Latium.« In der Tat: Römische Dichtung, Philosophie und Wissenschaft nahmen ihren Anfang mit der Übersetzung oder Bearbeitung griechischer Werke.

Der Begründer der römischen Literatur, Livius Andronicus (um 284–204 v. Chr.) war ein Kriegsgefangener aus Tarent; neben Dramen und Tragödien übertrug er die »Odyssee« ins Lateinische. Plautus (um 254–184 v. Chr.) und Terenz (um 190–159 v. Chr.) folgten der zeitgenössischen griechischen Komödie. Cicero wandelte auf Platons Spuren, seine Schriften »Über den Staat« und »Über die Gesetze« orientierten sich an dessen Werken. Die erste Darstellung der römischen Geschichte unternahm ein gewisser Quintus Fabius Pictor um 200 v. Chr. – in griechischer Sprache, denn er wollte Rom der Welt vorstellen und die sprach noch nicht Latein. Den mythischen Anschluss an die griechische Welt stifteten wieder die Dichter. Sie gaben Romulus, dem Stadtgründer, den Trojaner Aeneas zum Ahnherrn. Wie Odysseus irrte dieser nach dem Fall Trojas jahrelang über die Meere, bis er in Italien eine neue Heimat fand.

Selten hat ein historischer Prozess eine so nachhaltige Wirkung entfaltet wie die im 8. Jahrhundert v. Chr. einsetzende Migration der Griechen. Man denke nur an die weiträumige Verbreitung des Alphabets und der urbanen Zivilisation, aber auch an die politischen Institutionen der Stadtstaaten. Und so paradox es klingen mag: In der »politischen Hülle des Römischen Reiches«, so der deutsche Althistoriker Alfred Heuß (1909–1995), »gelangte die griechische Zivilisation zu globaler Entfaltung und wurde somit zum Wegbereiter der abendländischen Kultur.« ~

QUELLE

Cerchiali, L., Jannelli, L., Longo, F.: Die Griechen in Süditalien. Konrad Theiss, Stuttgart 2004



Mit Belagerungstürmen und Katapulten rückten Angreifer den Städten in der Antike zu Leibe (hier: Belagerung von Gaza durch Alexander den Großen 332 v. Chr.; Illustration aus dem 19. Jahrhundert).

AGK IMAGES

Verteidigung im Vorfeld

Immer furchteinflößendere Belagerungsmaschinen bedrohten die Städte der griechisch geprägten Welt im 4. Jahrhundert v. Chr. Neue Festungsanlagen sollten den Feind abschrecken und auf Distanz halten.

Von Oliver Hülden

»Himmel, mit der Tapferkeit des Kriegers ist es nun vorbei!«, soll der spartanische König Archidamos III. einst beim Anblick eines Pfeils ausgerufen haben, den ein Katapult abgefeuert hatte. Seine Bestürzung ist verständlich, galt doch gerade Spartanern der Mut im Kampf Mann gegen Mann als höchste Tugend. Mit Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. aber kamen Kriegsmaschinen auf, die aus der Distanz töteten – und schon bald gehörten Katapulte aller Art neben Belagerungstürmen und Rammböcken zur Standardausrüstung griechischer Armeen. Als Gegenreaktion wurden die Stadtmauern verstärkt, Verteidigungsgräben gezogen und neue Türme errichtet, um dort ebenfalls Katapulte aufzustellen. Und schließlich entstanden mitunter sogar vor den Städten Befestigungsanlagen, um den Feind bereits im Vorfeld abzufangen und zu verhindern, dass er eine für ihn günstige strategische Position einnehmen konnte.

Diese militärische Entwicklung in der griechischen Klassik und im frühen Hellenismus (etwa 480–250 v. Chr.) hat Altertumsforscher zwar fasziniert, dennoch beachteten sie viele Befestigungsanlagen lange Zeit allenfalls gelegentlich. Und das, obwohl diese nicht nur zu den größten Bauwerken der Antike gehören, sondern häufig so gut erhalten sind, dass sich Erweiterungen und Umbauten – Hinweise auf die Entwicklung der jeweiligen Konstruktionen – schon ohne größere Ausgrabungen erkennen lassen. Doch oft stand die Größe solcher Ruinen einer eingehenden Untersuchung entgegen – der finanzielle und personelle Aufwand war zu hoch. Häufig fielen die Befestigungen als mögliche Forschungsobjekte aber auch aus anderen Gründen schlicht unter den Tisch. Beispielsweise herrscht in Deutschland eine gewisse Distanz zu Themen der Militärgeschichte, während dies etwa im angelsächsischen Raum nicht der Fall ist.

Erst seit wenigen Jahren zeichnet sich eine Wende ab, die nicht zuletzt den neuen Möglichkeiten der Kommunikationstechnik geschuldet ist. So bietet das Wissenschaftsnetzwerk »Fokus Fortifikation« jungen Forschern die Gelegenheit, Vergleiche zwischen Festungen über geografische und zeitliche Grenzen hinweg zu ziehen und so bei verhältnismäßig geringem Aufwand wertvolle Erkenntnisse zu gewinnen. Inzwischen liegen vor allem durch die wachsende Zahl von Geländebegehungen (Surveys) Daten für Befestigungen vor, die zu abgelegenen Siedlungen gehörten. Flankiert werden solche Forschungen durch historische Studien zur Entstehung und Funktion kleiner und kleinster politischer Einheiten in der antiken Mittelmeerwelt.

Leider lassen sich die meisten Wehrbauten nur schwer genau datieren. Dabei ist gerade die zeitlich korrekte Einordnung eine Voraussetzung für jegliche Interpretation dessen, was wir heute noch vorfinden. Die antiken Schriftquellen enthalten selten Angaben zur Errichtung solcher Anlagen. Meist gestattet nur die genaue Analyse der Bauweise einen Rahmen für die zeitliche Einordnung, angefangen bei der Mauertechnik bis zum Gesamtbild mit allen Türmen, Toren und sonstigen architektonischen Eigenheiten. Mitunter erlauben auch historische Ereignisse oder Rahmenbedingungen Rückschlüsse auf die Datierung, die beispielsweise den Bau einer Burg begünstigt oder ihre Zerstörung begründet haben könnten.

Anhand zweier Wehranlagen, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten, lässt sich dieser neue Forschungsansatz illustrieren. Die eine entstand nahe der kleinen lykischen Stadt Phellos, die andere auf einer Hochebene vor dem mächtigen Syrakus; trotz aller Verschiedenheit in ihren Dimensionen und baulichen Details dienten beide einer aktiven Vorfeldverteidigung.

Wenige Kilometer nördlich des modernen türkischen Touristenortes Kasch liegen die Ruinen des antiken Phellos

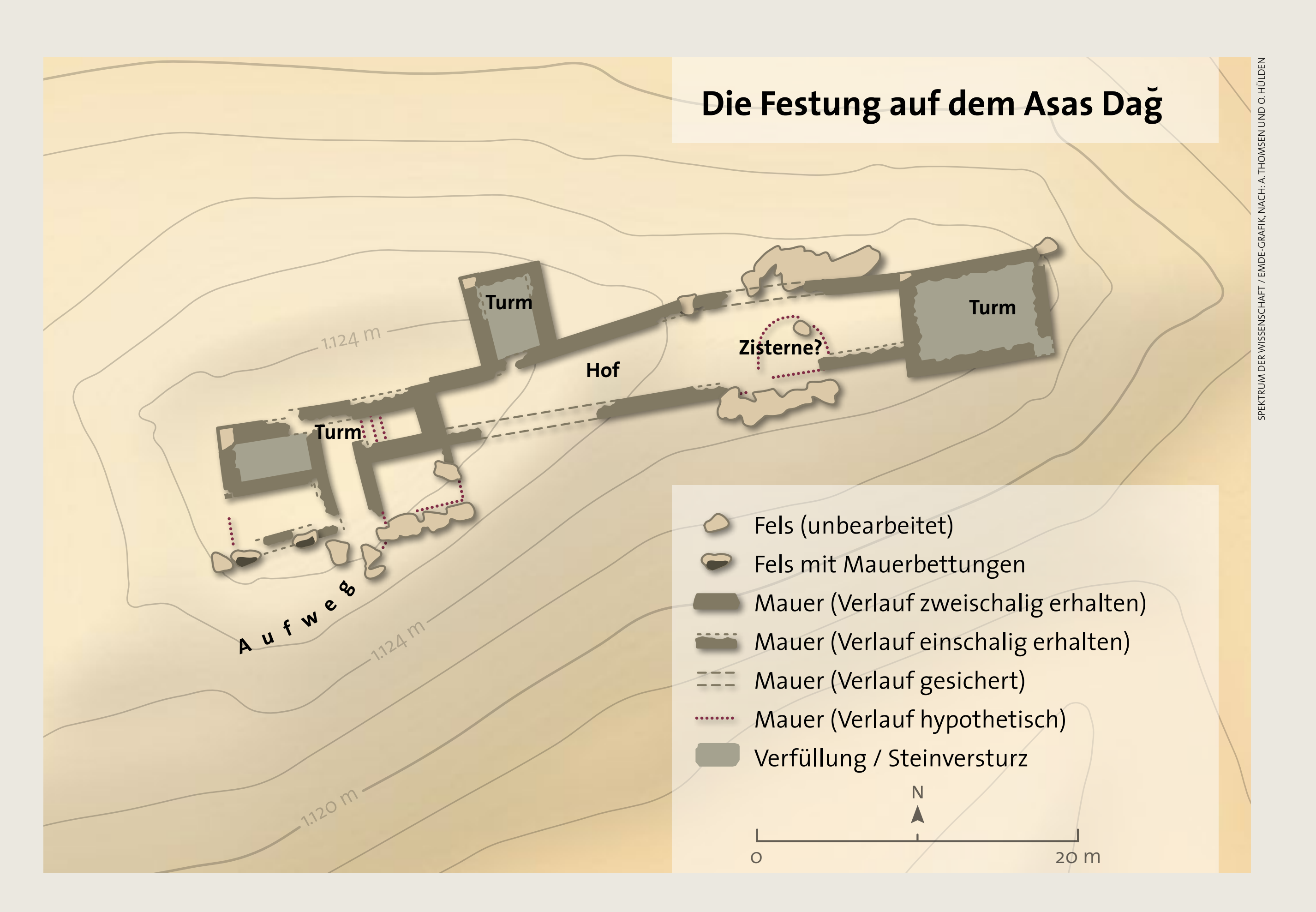
AUF EINEN BLICK

MAUERN WIDER DEN TOD

1. Im 4. Jahrhundert v. Chr. **veränderten Katapulte** und andere Belagerungsmaschinen die Kriegsführung. Von nun an ließen sich Städte **aus der Entfernung sturmreif** schießen.

2. Als Konsequenz verstärkte man vorhandene **Mauern**, errichtete neue und **ergänzte sie um Türme**, von denen aus Angreifer unter Beschuss genommen werden konnten.

3. Zusätzliche Forts in strategisch günstiger Lage sollten Heere schon **im Vorfeld abfangen**. Ihre Dimensionen reichten von kleineren Anlagen für eine Hand voll Soldaten bis zur waffenstarrenden Festung – so wie in **Euryalos vor Syrakus**.



Einst gedieh auf diesem Bergkamm die Stadt Phellos (Foto rechts), deren Dynasten durch Pakte und Verteidigungsbauten versuchten, im Ringen um die Macht in Zentrallykien zu bestehen. So sollten Angriffe von höher gelegenem Gelände (Standpunkt des Fotografen) von einer Festung aus abgefangen werden, deren Überreste der Autor untersucht hat (siehe Grundriss oben). Heute verbirgt dichter Bewuchs die letzten Ruinen der Stadt.

Leben in der Festung

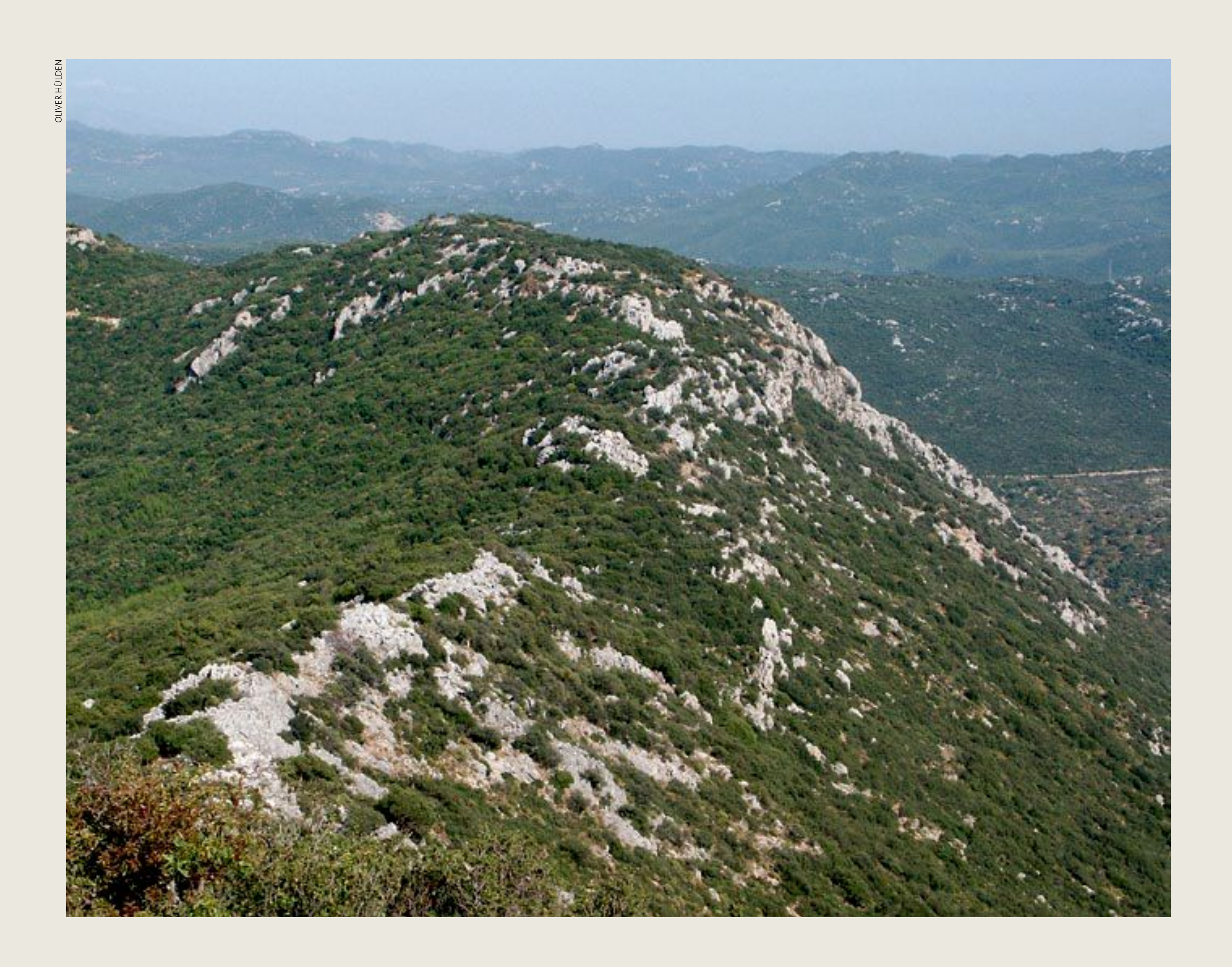
In den griechischen Poleis der archaischen und klassischen Zeit oblag die Verteidigung für gewöhnlich den Bürgern. Die Wohlhabenderen, die eine eigene Rüstung finanzieren konnten, stellten den Kern der Truppe: die schwer bewaffneten Hopliten. Lediglich im Kriegerstaat Sparta gab es ein regelrechtes Berufsheer. In Athen hatten die Epheben, also die jungen Männer am Übergang von der Kindheit zum Mannesalter, einen zweijährigen Militärdienst abzuleisten, der zumindest im 4. Jahrhundert v. Chr. auch eine Stationierung in den attischen Grenzfestungen vorsah. Für ihre Versorgung waren meist die Bauern des Umlands verantwortlich. In hellenistischer Zeit engagierte man vornehmlich Söldner. Solche Berufssoldaten waren kampferprobter, hatten andererseits aber keine wirkliche Bindung an ihre Auftraggeber.

in den Bergen. Nur wenig zeugt dort heute noch von der Bedeutung dieser Siedlung für den zentrallykischen Raum in der archaischen und klassischen Zeit (7.–4. Jahrhundert v. Chr.). Vor wenigen Jahren fanden dort unter Leitung des Münchner Althistorikers Martin Zimmermann und unter Beteiligung des Autors Feldforschungen statt. Die antiken Ruinen wurden weit gehend vom dichten Bewuchs befreit, systematische Begehungen des Geländes unternommen und die erhaltenen Oberflächenbefunde dokumentiert. Die folgende Analyse der Daten brachte Aufschluss über Datierung und Funktion einzelner Bauwerke und Monumente.

Konkurrierende Machtblöcke

Westlich einer kleinen herrschaftlichen Nekropole, dem so genannten Heroon, steigt das Gelände zum Asas Dağ an, einem knapp 1200 Meter hohen Berg, der das Siedlungsplateau deutlich überragt. Nur wenig unterhalb des Gipfels erstreckt sich eine Geländestufe, auf der eine kleine Festung entdeckt wurde. Obgleich nur ihre aus großen Blöcken bestehenden Grundmauern erhalten sind, gelang es, den Grundriss zu re-

OLIVER HÜLDEN



konstruieren (siehe Bilder oben). Jeweils ein großer Turm an den Schmalseiten und eine einfache Mauer – etwa 80 Zentimeter dick und übermannshoch – sowie ein weiterer Turm fügten sich zu einer lang gestreckten, hofartigen Anlage zusammen. Vergleiche des Mauerwerks mit anderen, gut datierten Anlagen der Region ermöglichten eine Zuordnung zum späten 5. oder frühen 4. Jahrhundert v. Chr.

In den letzten Jahren rekonstruierten Wissenschaftler Lykiens Geschichte jener Zeit anhand der spärlichen literarischen und inschriftlichen Überlieferung, aber mehr noch auf Grundlage archäologischer Funde. Demnach gehörte die zumindest kulturell griechisch geprägte Region damals zum Perserreich, wurde aber von lokalen »Dynasten« regiert, deren Machtbereich sich mal auf eine Stadt beschränkte, mal größere Gebiete einschloss. Rivalität war an der Tagesordnung, und häufig mündete diese auch in gewaltsame Auseinandersetzungen. Ab dem Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. kristallisierten sich zwei miteinander konkurrierende Machtblöcke heraus – das westlykische Xanthos und Limyra in Ostlykien.

Die Konflikte spitzten sich zu, und Zentrallykien wurde gewissermaßen zum Frontgebiet. Städte wie Phellos versuchten sich mit neuen Befestigungen zu wappnen. Vermutlich mit Xanthos verbündet, unterlag es schließlich dem siegreichen Limyra. Insofern ist es nur grob möglich, die Datierung der Festung einzugrenzen: Entweder wurde sie zum Schutz gegen ostlykische Truppen errichtet oder aber erst später durch die Siegermacht zur Sicherung des eroberten Gebiets.

Ein Blick von der Festung auf die unterhalb gelegene, gut einen halben Kilometer Luftlinie entfernte Siedlung verrät den grundsätzlichen Zweck der Anlage. Durch ihre erhöhte und vorgelagerte Position sollte sie das westliche Vorfeld von Phellos sichern, durch das einer der Hauptwege zur Stadt führte. Ein Angreifer konnte sich aus dieser Richtung nun also nicht mehr ungestört nähern. Gleichzeitig gewährte das Plateau einen nahezu vollständigen Überblick über die Stadt, wäre also für einen Feind eine ideale Position zur Koordinierung seines Angriffs gewesen.

Dass die Festung, deren Name nicht überliefert ist, nur 55 Meter lang und 15 Meter breit war und folglich mit kaum

mehr als einer Hand voll Soldaten besetzt werden konnte, mindert nicht ihre Bedeutung: Die Truppen der rivalisierenden Dynasten dürften selten mehr als wenige hundert Mann stark gewesen sein. Ob die Anlage jemals einem Angriff standhalten musste, ist nicht bekannt. Jedenfalls scheint sie nicht allzu lange in Benutzung gewesen und schließlich geschleift worden zu sein. Darauf deutet zumindest die geringe Schuttmenge hin: Die Steine der Mauern wurden offenbar abtransportiert. Für eine Wiederverwendung als Baumaterial in der Stadt wäre das ein hoher Aufwand gewesen, und so liegt der Schluss nahe, dass man die Anlage lediglich unbrauchbar machen wollte.

Wie man sich eine Belagerung von Phellos vorzustellen hätte, vermitteln Reliefdarstellungen auf dem Sockelfries des so genannten Nereidenmonuments von Xanthos (siehe S. 61), eines im Stil eines griechischen Tempels gestalteten Grabbaus eines Herrschers aus der Zeit um 380 v. Chr.: Mit Leitern versuchen Angreifer, die Zinnen der Stadt zu erklimmen, von denen die Verteidiger Steine herabwerfen. Vor den Mauern kämpft Mann gegen Mann, und tatsächlich scheint man in Lykien noch eine archaisch anmutende, vergleichsweise primitive Kampfweise praktiziert zu haben. Von den neuen Mitteln der Militärtechnik, die im frühen 4. Jahrhundert aufkamen, war in den lykischen Bergen wenig zu sehen. Der Unterschied könnte kaum krasser dazu ausfallen, wie sich Griechen annähernd zur selben Zeit im entfernten Sizilien bekämpften.

Sommer 414 v. Chr. Der Peloponnesische Krieg zwischen Athen und Sparta ging in sein 18. Jahr. Ein athenisches Expeditionsheer war auf der Insel gelandet und setzte zum Angriff auf Syrakus an. Hatte diese mächtige Polis doch Segesta bedroht, einen Bündnispartner Athens im Nordwesten Siziliens. Dem griechischen Historiker Thukydides (etwa 460–399/396 v. Chr.) verdanken wir eine Beschreibung der folgenden Geschehnisse.

Eine Mauer um die Mauer

Syrakus' Kernbereich lag gut geschützt auf der Insel Ortygia, doch der größte Teil der Stadt erstreckte sich zwischen Sumpf und Meer auf dem südlichen Fuß der Epipolai, einem ausgedehnten Hochplateau (siehe Karte rechts unten). Zwar hatten die Baumeister die Mauern der Stadt von unten bis an den Rand der Epipolai geführt, die Athener konnten aber weit gehend kampflos die höheren Lagen besetzen und errichteten an einer Stelle mit Namen Syke ihr Hauptlager. Mit guter Sicht auf die Stadt waren sie von da an im Stande, ihre Trup-

Mit großem Bedacht war die Festung Euryalos an strategisch wichtiger Stelle oberhalb von Syrakus errichtet worden.



OLIVER HÜLDEN

pen zu formieren – ohne selbst beobachtet werden zu können. Zudem schafften sie Baumaterial aus den umliegenden Waldgebieten, Steinbrüchen und Lehmgruben herbei und errichteten eine Belagerungsmauer, um Syrakus von seinem Hinterland abzuschneiden. Ein damals übliches Manöver, wenn sich ein Gegner nicht der Feldschlacht stellte.

Im Gegenzug bauten die Belagerten zunächst zwei Quermauern, die jedoch sofort von den Athenern zerstört wurden. Einem von dem Spartaner Gylippos herangeführten Entsatzheer gelang es allerdings, das strategisch wichtige athenische Fort Labdalon auf der Hochfläche unter seine Kontrolle zu bringen. In fieberhafter Eile zogen die Syrakuser im Schutz des eroberten Forts eine dritte Mauer über die Hochfläche, wodurch die Belagerer nun selbst Gefahr liefen, eingeschlossen und belagert zu werden. Ein Jahr später endete der Angriff tatsächlich mit einer katastrophalen Niederlage Athens, die für die Verantwortlichen ernste Konsequenzen in der Heimat nach sich ziehen sollte. Syrakus blieb jedoch nur wenig Zeit, sich an seinem Sieg zu erfreuen. Denn vier Jahre später schickte sich ein neuer und doch alter Feind an, ganz Sizilien zu erobern: die Karthager.

Schon seit den frühen Tagen der griechischen Westkolonisation hatte dieses Seefahrer- und Händlervolk mit den Griechen konkurriert. Ein erster Versuch, die Rivalen durch einen Militärschlag aus dem Weg zu schaffen, hatte den karthagischen Feldherrn Hamilkar 480 v. Chr. das Leben gekostet. Trotz seines übermächtigen Heers wurde er bei der Stadt Himera von einem Bündnis sizilischer Poleis vernichtend geschlagen.

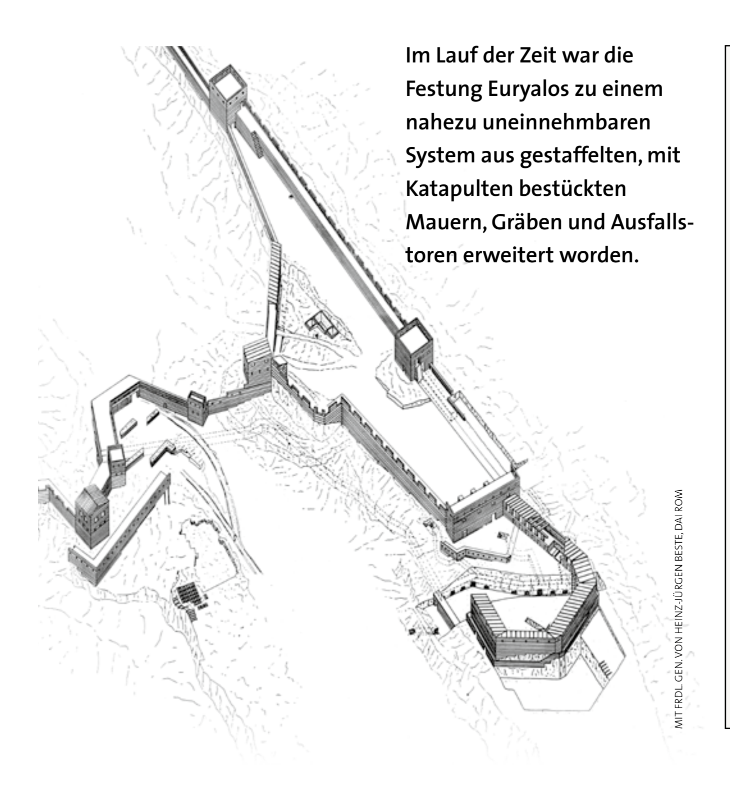
Sein Enkel Hannibal, der wohlgemerkt nicht mit dem späteren Gegenspieler der Römer zu verwechseln ist, führte nun sieben Jahrzehnte danach erneut ein Heer gegen die Insel. Und diesmal schien das Kriegsglück auf Seiten der Invasoren. Sie eroberten 409 v. Chr. das mächtige Selinus (Selinunt) und machten es dem Erdboden gleich; kurz darauf fiel Himera. Bis 405 v. Chr. folgten Akragas (Agrigent), Gela und Kamarina. Ein direkter Angriff auf Syrakus unterblieb jedoch.

Dort war den Karthagern inzwischen mit Dionysios I. (um 430–367 v. Chr.) ein gefährlicher Gegner erwachsen. Angesichts der Bedrohung überzeugte der geschickt mit und gegen die verschiedenen Parteiungen in Syrakus agierende Politiker die Volksversammlung, ihn zum Feldherrn mit uneingeschränkten Vollmachten zu ernennen. Anschließend baute Dionysios eine Art Privatarmee auf und schuf sich so die Machtbasis seiner späteren Tyrannis.

Sein erster Gegenschlag war indes nicht allzu erfolgreich, und der folgende Friedensvertrag garantierte den Kartha-



Beinahe wäre es den Athenern 414 v. Chr. gelungen, Syrakus mit Hilfe von Mauern von seinem Hinterland abzuschneiden. Deshalb ließ Dionysios I. das gesamte Epipolai-Plateau später mit einer komplexen Wehranlage sichern.



MIT FRDL. GEN. VON HEINZ-JÜRGEN BESTE, DAI ROM

Im Lauf der Zeit war die Festung Euryalos zu einem nahezu uneinnehmbaren System aus gestaffelten, mit Katapulten bestückten Mauern, Gräben und Ausfallstoren erweitert worden.

»Störe meine Kreise nicht!«

Archimedes, 287 v. Chr. in Syrakus geboren, war einer der bedeutendsten Gelehrten des Altertums. Insbesondere seine praktischen Fähigkeiten bekamen die Römer bei der Belagerung seiner Heimatstadt zu spüren. Archimedes soll, so berichteten antike Autoren, diverse Kriegsmaschinen entwickelt haben, die Angst und Schrecken verbreiteten. Darunter waren Katapulte, die ungeheuer schwere Steine über große Distanzen schleuderten. Ein Kran habe ferner über die Hafenmauer hinausgeragt, der mittels eines Hakens und eines Gegengewichts aus Blei ganze Schiffe aus dem Wasser reißen konnte. Schließlich wird dem Gelehrten auch die Erfindung eines Brennspiegels zugeschrieben, mit dem er einen Teil der römischen Flotte in Flammen aufgehen ließ. Die Bauweise der meisten Maschinen stellt freilich bis heute ein Rätsel dar, und so manche geniale Konstruktion gehört sicherlich in den Bereich der Legende. Gleiches gilt für die geschilderte Darstellung seines gewaltsamen Todes.

gern sogar faktisch die Kontrolle über ganz Sizilien mit Ausnahme von Syrakus. Doch die Waffenruhe ermöglichte, dort ein Rüstungsprogramm aufzulegen, das die Polis zur stärksten Militärmonarchie der griechischen Welt machen sollte.

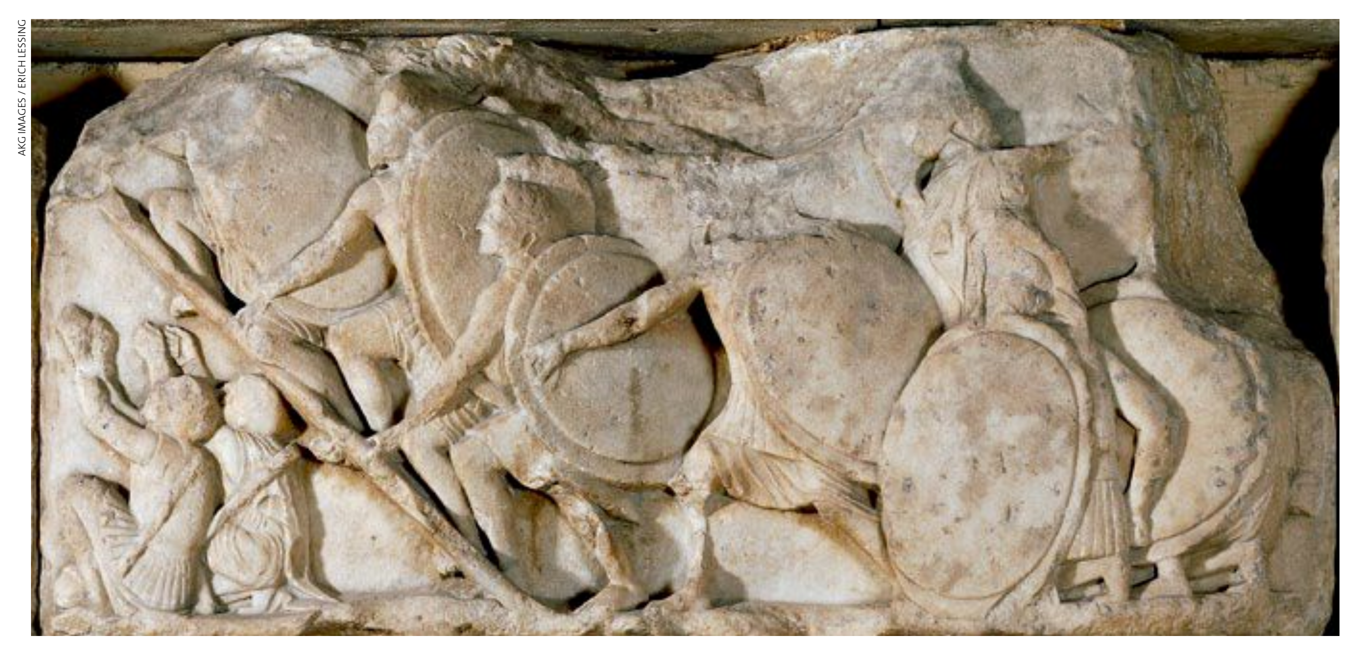
Dem Historiker Diodor von Sizilien (1. Jahrhundert v. Chr.) zufolge ließ Dionysios um 401 v. Chr. in Syrakus zunächst die Epipolai mit einer Mauer abriegeln. Erklärtes Ziel war es, aus den Fehlern der jüngsten Vergangenheit zu lernen und ein neuerliches Abschneiden der Stadt von ihrem Hinterland zu verhindern. Darüber hinaus wollte der Tyrann zweifellos auch seine Leistungsfähigkeit demonstrieren. In nur 20 Tagen soll nämlich die 5,7 Kilometer lange Mauer mit Türmen und Ausfallpforten an der nördlichen Geländekante entstanden sein. Diese von Diodor genannte Bauzeit ist kaum realistisch, verdeutlicht jedoch immerhin, mit welchem Hochdruck die Arbeiten vonstattengegangen sein müssen. Die übrigen Mauerzüge folgten dann in den ersten Jahren des 4. Jahrhunderts v. Chr., bis ein 20 Kilometer langes Bollwerk jedem Angreifer entgegenstand.

Ein waffenstarrendes Monstrum

Ein Großteil dieser gewaltigen Befestigungen lässt sich noch in mehr oder weniger gutem Erhaltungszustand auf der kaum bebauten Hochfläche im Norden des heutigen Siracusa bewundern. Vor einigen Jahren hat ein Team unter Leitung von Dieter Mertens, dem damaligen Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, die Anlagen eingehend untersucht. Im Zuge dieser Arbeiten konzentrierte sich der Bauforscher Heinz-Jürgen Beste auf die Schlüsselstelle der Befestigung: die hervorragend erhaltende Festung Euryalos (Bild oben). Diese liegt auf dem dreieckigen Geländesporn gleichen Namens, der im Westen gewissermaßen den Kopf der Hochfläche bildet. Nördlich davon hatte Dionysios zunächst eine große, leicht zurückgesetzte und von Türmen flankierte Toranlage in der Umfassungsmauer der Epipolai errichten lassen. Vermutlich gleichzeitig wurde aber auch schon die Festung angelegt, die anfangs wohl aus nicht mehr als einem besonders starken Turm und einem zumindest an drei Seiten ummauerten Hof bestand. Welche Bedeutung man dem Ort beimaß, demonstriert der spätere Ausbau. Wahrscheinlich unter Agathokles, einem ebenso machtbesessenen Nachfolger des Dionysios, der nach 306 v. Chr. ganz Sizilien unter seine Herrschaft brachte, gewann die Festung die Grundform ihrer heute sichtbaren Gestalt.

Ihren Kern bildete jetzt der stark befestigte und im Süden um Magazinbauten und Mannschaftsunterkünfte erweiterte Hof. Davor lag im Westen eine mächtige, so genannte Fünf-Turm-Batterie, die mit einem vorgelagerten dreieckigen Mauerzug, einem aus dem Fels geschlagenen Graben sowie diversen Ausfallpforten ihrerseits über ein ausgeklügeltes System zur Vorfeldverteidigung verfügte. In der letzten Ausbauphase, die vermutlich schon dem 3. Jahrhundert v. Chr. zuzurechnen ist, entstanden weitere Gräben, unterirdische Gänge und Vormauern. Prägendes Merkmal der nunmehr etwa 420 mal 180 Meter messenden Anlage dürften von da an seine hinter- und übereinandergestaffelte Bestückung mit Katapulten unterschiedlichen Kalibers gewesen sein – Euryalos war zu einem waffenstarrenden Monstrum geworden.

Am Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. sollte die Festung ihre Tauglichkeit unter Beweis stellen. Im 2. Punischen Krieg hatte sich Syrakus auf die Seite der Karthager gestellt und war damit ins Visier der Römer geraten, die sich anschickten, zur neuen Großmacht im Mittelmeerraum aufzusteigen. Von 214 v. Chr. an versuchten römische Truppen unter dem


AKG IMAGES / ERICH LESSING

Mann gegen Mann: So versuchten lykische Truppen im 4. Jahrhundert v. Chr. eine Stadt zu erobern (Fries des Nereidenmonuments in Xanthos).

Kommando des Feldherrn Marcus Claudius Marcellus (um 268–208 v. Chr.) Syrakus zu erobern. Nicht nur die spektakulären Kriegsmaschinen, die der griechische Mathematiker Archimedes entworfen haben soll (siehe Infokasten unten links), machten den Legionären das Leben schwer. Vielmehr ging jetzt das strategische Verteidigungskonzept zum Schutz der Epipolai auf, das Dionysios und seine Nachfolger konsequent ausgebaut hatten.

Untreue und Verrat

Nach einer ersten, vergeblichen Bestürmung und einer nutzlosen Blockade war es den Legionären zwar 212 v. Chr. gelungen, die nördliche Epipolai-Mauer beim so genannten Hexapylon-Tor zu durchbrechen und auf die Hochfläche zu gelangen. Dort aber sahen sie sich zwei Fronten gegenüber: dem uneinnehmbaren Euryalos im Rücken und der Stadt vor ihnen; zudem eilte ein karthagisches Heer den Verbündeten zu Hilfe. Marcellus teilte seine Truppen und ließ sie Stellung beziehen. Damit waren die Römer nun selbst in die Defensive geraten.

Dass die Geschichte für ihn und seine Truppen einen günstigen Ausgang nahm, verdankte Marcellus nicht zuletzt einer gehörigen Portion Kriegsglück: So überzeugte er – mit welchen Argumenten auch immer – Philodemos, den Kommandanten der Söldnertruppe des Euryalos, die Festung kampflos zu räumen. Gegen Untreue und Verrat schützten nun mal keine Mauern und Katapulte. Und gegen die zweite Gefahr im Rücken, das karthagische Entsatzheer, kam ihm mit dem Ausbruch einer Seuche der Zufall zu Hilfe. Noch im selben Jahr eroberte Marcellus die Stadt, wobei es Livius und anderen antiken Autoren zufolge zu regelrechten Gewaltexzessen der römischen Soldateska gekommen sein muss. Diesen fiel selbst Archimedes zum Opfer. Über ein mathematisches Problem nachsinnend, soll er der Legende nach einen Legionär ermahnt haben »Störe meine Kreise nicht!«, worauf der ihn angeblich mit dem Schwert niederschlug. Syrakus' Souveränität fand mit dieser Niederlage ihr Ende, und die Stadt nahm schließlich eine neue Rolle innerhalb der römischen Provinzverwaltung ein. In der Folge zerfielen die Befestigungsanlagen aus griechischer Zeit und gaben lediglich noch stummes Zeugnis einer glorreichen Vergangenheit.

Die gewaltige Festung Euryalos und das nahe dem lykischen Phellos gelegene kleine namenlose Fort markieren gewissermaßen die Extrempunkte auf der Skala griechischer Verteidigungsanlagen. Bei aller Verschiedenheit allein schon ihrer räumlichen Dimensionen und der historischen Hintergründe wegen war beiden eines gemeinsam: Sie sollten jeden Gegner im Vorfeld stoppen und einen direkten Angriff auf die Stadt verhindern. Letztlich hat keine von ihnen diesen Zweck dauerhaft erfüllt. In Lykien aus unbekanntem Grund, auf Sizilien durch Verrat.

DER AUTOR

Oliver Hülden ist Lehrbeauftragter am Institut für Klassische Archäologie der Ludwig-Maximilians-Universität München und Stipendiat der Gerda Henkel Stiftung.

QUELLEN

Hülden, O.: Die Festung auf dem Asas Dağ nordwestlich von Phellos (Zentrallykien). In: Istanbuler Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts 59, S. 83–96. Wasmuth, Tübingen 2009

Nunn, A. (Hg.): Mauern als Grenzen. Philipp von Zabern, Mainz 2009

Das antike Reich des Bösen?

»Das große Karthago führte drei Kriege. Es war noch mächtig nach dem ersten, noch bewohnbar nach dem zweiten. Es war nicht mehr auffindbar nach dem dritten«

Bertolt Brecht: »Offener Brief an die deutschen Künstler und Schriftsteller«, 1951

Von Theodor Kissel

Eine solche »Luftaufnahme« des karthagischen Hafens wäre Rom wohl viel Geld wert gewesen, bestätigte es doch die Gerüchte, wonach sich an den Handelsbereich ein gewaltiger kreisförmiger Kriegshafen – der Kothon – anschloss (Querschnitt Bild unten).

GETTY IMAGES / DE AGOSTINI PICTURE LIBRARY

Querschnitt durch den Kothon

Hoch schlugen die Flammen, und über der Stadt lag Leichengeruch. Seit sechs Tagen eroberten römische Legionäre nun schon das verhasste Karthago Straße um Straße, plünderten und töteten die Punier. Nun holten sie zum letzten Schlag aus und erstürmten den Burgberg. Dort hatten sich 900 Krieger im Tempel Ešmūns verschanzt, des Schutzgottes der Stadt.

Gegen die römische Militärmaschinerie mit ihren Sturmleitern, Rammböcken und Katapulten waren diese Kämpfer ohne Chance: Im April 146 v. Chr. steckten sie am siebten Tag der Schlacht ihren Zufluchtsort selbst in Brand, um der Schmach einer Gefangenschaft zu entgehen. Rom hatte gesiegt, tausende Einwohner und Soldaten waren gefallen oder in die Sklaverei verschleppt worden. Der siegreiche Feldherr Publius Cornelius Scipio Aemilianus, Oberkommandierender in diesem dritten und letzten Krieg gegen die Punier, soll beim Anblick der brennenden Stadt geweint haben. Das berichtete der griechische Historiker Diodor von Sizilien (1. Jahrhundert v. Chr.). Doch nicht Mitgefühl mit den Besiegten rührte den Konsul, sondern die Sorge, Rom könne eines Tages das gleiche Schicksal erleiden.

Kein Stein blieb auf dem anderen, die gesamte Stadt wurde dem Erdboden gleichgemacht. Sämtliches Schriftgut fiel der Vernichtung anheim, lediglich einige brauchbar erscheinende Werke zur Landwirtschaft wie die des Agrarexperten Mago fanden ihren Weg nach Rom – das Imperium tilgte jede Spur seines Kontrahenten. Mehr als 100 Jahre lang erinnerte nur ein Trümmerfeld an die einstige Metropole, dann ließ Kaiser Augustus auch diese Erinnerung löschen: Auf dem eingeebneten Gelände entstand die römische Siedlung Carthago Iulia Nova.

Was war der Grund für das rigorose Vorgehen der Römer? Und wer waren die Punier wirklich? Lange Zeit mussten Historiker zwischen den Zeilen römischer Texte lesen, um diesen Fragen nachzugehen. Erst 1974 begannen Wissenschaftler aus zehn Ländern unter dem Patronat der UNESCO die antike Handelsmetropole auszugraben. In neun Meter Tiefe fanden die Archäologen die Relikte einer Kultur, die führend in der Metallverarbeitung gewesen war und neue Maßstäbe in der Navigation gesetzt hatte: eine Stadt der Seefahrer und Händler.

Die Fürsten der Meere

Karthagos Wurzeln lagen an der Küste der Levante, also im heutigen Libanon und in Teilen Israels. Als die damaligen Supermächte Ägypten und das Reich der Hethiter an Kraft und Einfluss verloren, nutzte eine Hand voll phönizischer Stadtstaaten um 1000 v. Chr. die Gunst der Stunde zur Expansion ins westliche Mittelmeer (Punier ist die latinisierte Form des Wortes Phönizier). Auf der Suche nach neuen Märkten und Rohstoffen errichteten die »Fürsten des Meeres« (Altes Testament, Buch Ezechiel) dort ein engmaschiges Netz von Handelsstützpunkten. Im Rahmen dieser Westkolonisation gründeten Händler der alten und mächtigen phönizischen Stadt Tyros (heute: Sur) um 814 v. Chr. in der heutigen Bucht von Tunis eine Siedlung. Der griechische Geschichtsschreiber Herodot (etwa 484–430 v. Chr.) nannte seine Bewohner daher »Kinder der Tyrer«. Der Ort erhielt den Namen Qrt Hdšt, »Neue Stadt«, von den Römern Karthago genannt.

Unter den Neuankömmlingen aus dem Osten befand sich der Legende nach auch Dido, die Tochter des tyrischen Königs Mutto. Der Bruder Pygmalion hatte ihren Mann aus Habgier erschlagen, woraufhin Dido mit ihren Reichtümern nach Afrika geflohen war. Dort erhielt sie vom libyschen König Hiarbas die Erlaubnis, so viel Land zu kaufen, wie eine Stierhaut umfasste. Dido schnitt das Fell in feine Streifen und umspannte ein Gelände, auf dem sie die Burg Byrsa (griechisch für »Fell«) errichtete. Kurze Zeit später, so der römische Dichter Vergil (70–19 v. Chr.), soll dort auch der mythische Aeneas nach seiner Flucht aus dem brennenden

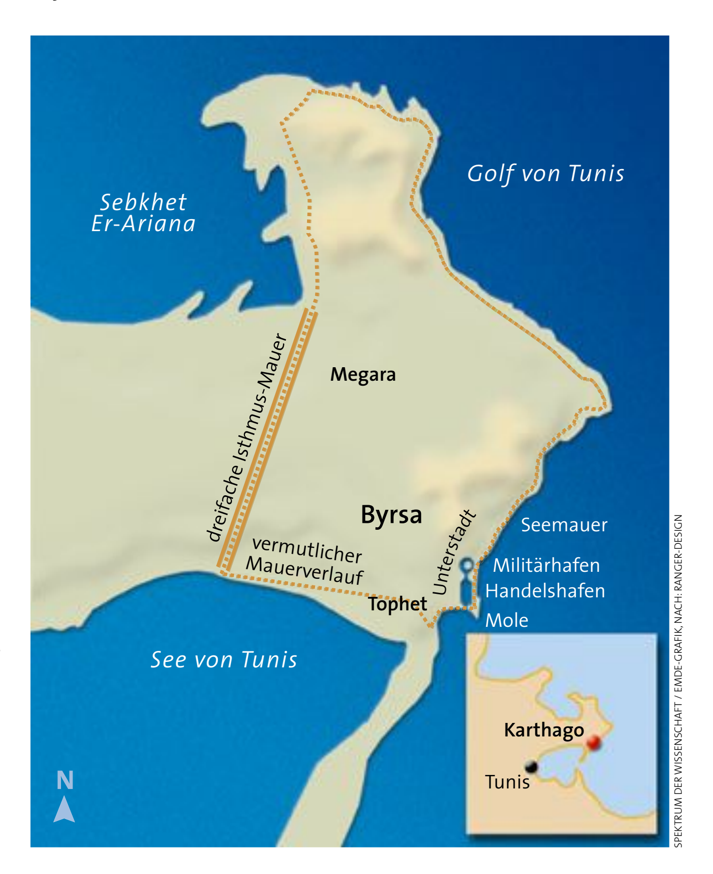
AUF EINEN BLICK

KARTHAGO – ERZFEIND DER RÖMER

1 Im **7. Jahrhundert v. Chr.**, als Rom noch jung war, **herrschte Karthago** über weite Teile des westlichen Mittelmeers.

2 264 v. Chr. geraten die junge und die alte Macht im **1. Punischen Krieg** erstmals aneinander.

3 Mehr als 100 Jahre dauerte es, bis das **Römische Reich die nordafrikanische Handelsmacht besiegte** – und **Karthago** endgültig von der Landkarte verschwand.



Eine dreifache Mauer schützte Karthago mit seiner Vorstadt (Megara) und dem Burgberg (Byrsa) vor Angriffen von der Landseite.

Troja angekommen sein. Dido verliebte sich in ihn, doch seinem von den Göttern bestimmten Schicksal folgend brach der Held wieder auf und begründete das spätere Volk der Römer. Die Verschmähte beging Selbstmord. Diese Fiktion nahm die spätere Feindschaft zwischen Rom und Karthago vorweg. Tatsächlich vermittelt der ausführlichste Bericht über die Gründung Karthagos, der des römischen Historikers Iustin (3. Jahrhundert v. Chr.), eine ganz andere Version. Danach habe sich Dido der drohenden Heirat mit Hiarbas durch Selbstverbrennung entzogen, um – wie man interpretierend folgern darf – mit diesem Opfer der von ihr gegründeten Stadt Segen und Wohlergehen zu sichern.

Wehrhafte Handelsmacht

Die Stadt wuchs schnell zu einer bedeutenden Macht heran. Nach neuesten archäologischen Untersuchungen erstreckte sie sich zum Zeitpunkt ihrer größten Ausdehnung (3./2. Jahrhundert v. Chr.) auf einer Fläche von über 50 Hektar. Insgesamt 700 000 Menschen sollen dem griechischen Geografen Strabon (64 v. – 19 n. Chr.) zufolge dort gelebt haben. Karthago lag strategisch günstig auf einer in den Golf von Tunis hineinragenden Landzunge, die durch einen schmalen Isthmus mit dem Festland verbunden war. Riesige Befestigungsmauern umgaben die Stadt, sowohl an den Seeseiten als auch an der Landverbindung (siehe Karte S. 63).

Dort schützten zusätzlich drei Mauergürtel von 15 Meter Höhe die Stadt. Alle 60 Meter reckte sich ein vierstöckiger Turm in die Höhe, wusste überdies der griechische Historiker Appian (geb. um 100 n. Chr.) zu berichten. Jede Mauer gliederte sich in zwei Stockwerke: Im unteren lagen Ställe für 300 Elefanten mitsamt den Lagerräumen für die Futtervorräte, darüber dann die Ställe für insgesamt 4000 Pferde sowie Magazine für Heu und Gerste. Ferner befanden sich in den Mauern Unterkünfte für 20 000 Fußsoldaten und 4000 Reiter.

Auf den in der zeitgenössischen Literatur oft beschworenen »gewaltigen Mauern« (ingentia moenia) stand ein Großteil der insgesamt 7000 Katapulte, die Karthago 146 v. Chr. bei den Römern abliefern musste. Außerdem patrouillierten dort Wachsoldaten. Die Archäologen fanden gewaltige, abgerundete Zinnen, die Schutz vor feindlichen Bogenschützen boten.

Derart gesichert lag im Innern der Wehranlage der Burgberg Byrsa, die weiträumige Vorstadt Megara und die Unterstadt, wo im 2. Jahrhundert v. Chr. der Kothon gebaut worden war, die Machtbasis des punischen Imperiums (siehe Rekonstruktion S. 62). Dieser Doppelhafen war eine meisterhafte Ingenieurleistung: Vom Meer aus gelangten Schiffe durch eine etwa 20 Meter breite Einfahrt, die durch eine eiserne Kette zu schließen war, zunächst in den lang gestreckten Handelshafen. Dahinter, von hohen Mauern abgeschirmt, lag der kreisförmige Kriegshafen, die Flottenbasis der punischen Armada und Karthagos bestgehütetes Geheimnis. Griechische und römische Geschichtsschreiber wussten über ihn manch Wundersames zu berichten. Sie behaupteten, dieser Kothon könne binnen kürzester Zeit ganze Flotten ausspeien und wieder verschwinden lassen. Laut Appian lagen in seinen Schiffshäusern bis zu 220 Penteren vor Anker, Großkampfschiffe mit fünf Ruderreihen, die von Rampen aus in Rekordzeit zu Wasser gelassen werden konnten. Bei Grabungen auf der so genannten Admiralitätsinsel im Zentrum des Kriegshafens fand man Spuren von Trockendocks und 30 Meter langen Rampen, auf denen die Karthager einst ihre Schiffe reparierten.

Auf diesen Galeeren, ihren trainierten Ruderern und den nautischen Fähigkeiten ihrer Kapitäne gründete Karthagos beherrschende Stellung im Mittelmeer. Zeitgenossen rühmten Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit dieser Kriegsschiffe. Damit stießen die wagemutigen Seefahrer in un-



Von der Levanteküste aus gründeten die Phönizier ihre Städte und errichteten ein Handelsimperium.

bekannte Gewässer vor. Sehr wahrscheinlich erreichten sie Britannien und die Küste des heutigen Kamerun. Dorthin gelangte im 5. Jahrhundert v. Chr. ihr Admiral Hanno, der mit einer Flotte von 60 Schiffen die westafrikanische Küste umsegelte. Sein Reisebericht, in einer griechischen Abschrift aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., ist das einzige erhaltene Schriftstück jener großen Kultur.

Um 700 v. Chr. begannen sich die phönizischen Niederlassungen von der jeweiligen Mutterstadt zu emanzipieren. Allen voran Karthago, wo ein merkantiler Adel an Stelle der bislang regierenden tyrenischen Beamten die Herrschaft übernahm. Aristokratisch-oligarchische Verfassungsstrukturen bildeten sich heraus, ähnlich wie in Rom. An der Spitze des Staats standen nun zwei von der Volksversammlung auf Jahresfrist gewählte Oberbeamte (Sufeten), die die karthagischen Belange nach außen hin vertraten. Wichtiger für die Gestaltung der Politik war der aus 300 Mitgliedern der herrschenden Klasse bestehende Rat oder Senat, in dem wiederum ein »Rat der Dreißig« den Vorsitz führte. Daneben gab es den »Staatsgerichtshof der Hundertvier«, der über die Einhaltung der Verfassung wachte und vor dem die Beamten Rechenschaft ablegen mussten.

Das souveräne Karthago gründete nun selbst Kolonien, im 7. Jahrhundert v. Chr. die Apoikie (griechisch für »fern von zu Hause«) Tharros an der Westküste Sardiniens und Ebusos auf Ibiza. Beide Pflanzstädte gaben die Stoßrichtung weiterer Niederlassungen vor: In Spanien lockten reiche Gold-, Silber- und Eisenvorkommen. Die »Kinder der Tyrer« knüpften im Lauf der Zeit ein engmaschiges Netz küstennaher Handelsniederlassungen, das den gesamten westlichen Mittelmeerraum überzog – sie waren die ersten Global Player der Weltgeschichte. Ihr Aktionsradius reichte von der Großen Syrte im heutigen Libyen bis zu den Säulen des Herakles an der Meerenge von Gibraltar, von Gades (Cadíz) am Atlantik über die Balearen, Sardinien und Sizilien bis nach Anatolien. Unterwasserarchäologen rekonstruierten die Handelsrouten anhand von Wracks und Amphoren, den Standardtransportbehältern für Wein, Öl und Getreide, die zu Tausenden auf dem Meeresgrund liegen.

Verschlagene Händler und geniale Erfinder

Angesichts der Anzahl dieser Funde mag es nicht verwundern, dass die Karthager eine florierende Handelsmetropole und ein hoch entwickeltes Wirtschaftsimperium errichteten. Als Kaufleute waren die Punier so geschickt, dass der römische Gelehrte Plinius (23–79 n. Chr.) ihnen gar die Erfindung des Handels zuschrieb. Die mit allen Wassern gewaschenen Punier führten laut Homer sogar den listenreichen Odysseus hinters Licht. Überdies galten die Karthager auch als begnadete Handwerker. Produkte aus Karthago waren in der Antike heiß begehrt. Purpurstoffe, eingefärbt mit dem Farbstoff einer Meeresschnecke, gehörten schon in der alten Heimat an der Levanteküste zu den Exportschlagern. Diesem begehrten Färbemittel verdanken die Phönizier auch ihren Namen: »Phoinikes« bedeutet im Griechischen »die roten Menschen«.



AKG IMAGES / ERICH LESSING

Die Farbe Blau sollte vor Unglück schützen. Solche Glasamulette gehörten zu den Exportschlagern der Punierstadt Karthago.

Ebenfalls hoch im Kurs standen Elfenbeinarbeiten, wie etwa Kämme, Statuetten oder Relief-Intarsien. Zudem verstanden sich die Karthager auf die Kunst der Glasherstellung. Einen exzellenten Ruf hatte ihre meisterhafte Verarbeitung von Metallen, ob Gold, Silber oder Eisen. Ein belgisch-tunesisches Forscherteam unter der Leitung des am Institut für Klassische Archäologie an der Universität Gent lehrenden Dozenten Roald Docter förderte in einer riesigen Metallverarbeitungsstätte Erstaunliches zu Tage Computertomografien der jahrtausendealten Blasebälge verrieten, dass die Einlassventile, die den Luftstrom in die Feuerstellen regulierten, einen sehr hohen Anteil an Kalk enthielten. Die Fachleute vermuten, dass bei der Eisenverarbeitung Kalk zugemischt wurde, um Verunreinigungen aus Erz zu neutralisieren. Ein derart ausgetüfteltes Verfahren zur Produktion hochwertigen Eisens wurde erst wieder im 19. Jahrhundert entwickelt.

In der jüngsten Grabungskampagne fanden Docters Mitarbeiter dann auch die Quelle des Zusatzstoffs: Muschelkalk aus den Gehäusen der Farbstoff liefernden Meeresschnecke. Wie gut die Punier ihre Wertschöpfungsketten organisierten, unterstreicht die Ladung eines um 1970 bei Rochelongues (nahe Marseille) vor der Küste gefundenen Schiffswracks: Barren, Waffen und andere metallene Objekte sprechen für die systematische Verwertung von Altmetall am Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. in Karthago.



Wie mahnende Finger ragen am Tophet von Karthago, einem heiligen Bezirk, Hunderte steinerner Votivstelen aus der Erde – Vermächtnisse einer rätselhaften Kultur, unter denen einst die sterblichen Reste der karthagischen Kinder in Urnen aus Ton beigesetzt wurden.

Wenige Jahrzehnte später wurde die Wirtschaftsmacht mit einem neuen Konkurrenten konfrontiert: Um die Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. strömten Tausende von Siedlern aus den griechischen Stadtstaaten nach Westen – eine der größten Migrationsbewegungen der Antike. Ihr Motiv: Die wachsende Bevölkerung im Mutterland konnte nicht mehr ausreichend ernährt werden, neue Ressourcen waren erforderlich. Der Wettlauf um die besten Siedlungsplätze des westlichen Mittelmeers konzentrierte sich auf Sizilien – die Insel war nicht nur enorm fruchtbar, dort kreuzten sich West-Ost-Verbindungen und Handelsrouten zwischen Afrika und Europa. Anfänglich lebten karthagische und griechische Siedler friedlich miteinander, da beide Kulturen unterschiedliche Interessen verfolgten: Erstere begnügten sich meist mit einem schmalen Küstenstreifen, an dem sie zur Sicherung der Schifffahrtswege Handelsstützpunkte anlegten, während bei den griechischen Kolonisten die Erschließung landwirtschaftlicher Nutzflächen im Vordergrund stand. Doch dann, um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr., erreichten immer mehr griechische Siedler die Küsten Siziliens und beanspruchten Ackerland.

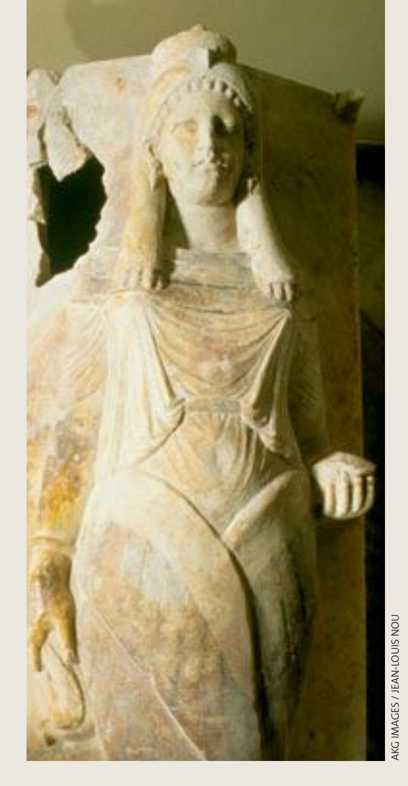
Zwei Riesen messen ihre Kräfte

Der Konflikt eskalierte, und aus Spannungen wurde Gewalt. Pausanias (2. Jahrhundert v. Chr.), der Baedeker der Antike, berichtete von verheerenden Kriegen. An die Spitze der Gegner Karthagos stellten sich die Tyrannen von Syrakus. »Ekbarbarosis«, Vertreibung der Punier von der Insel, lautete ihre Parole, mit der sie vordergründig in die Rolle eines Vorkämpfers für die Sache der Griechen schlüpften. Doch die fremdenfeindliche Politik vermochte Karthagos Position auf Sizilien nicht zu erschüttern. Dies änderte sich jedoch schlagartig, als im 3. Jahrhundert v. Chr. die Militärmacht Rom auf den Plan trat, die gerade ihren Herrschaftsbereich bis zur Südspitze Italiens ausgedehnt hatte. Rom und Karthago waren sich bedrohlich nahe gekommen, nur ein schmaler Wasserstreifen, die Meerenge von Messana, trennte jetzt noch beide Mächte.

Ein lokaler Konflikt löste schließlich den 1. Punischen Krieg (264–241 v. Chr.) aus. Syrakus versuchte die Griechensiedlung Messana von der Fremdherrschaft ehemaliger kampanischer Söldner zu befreien. Diese sich selbst hochtrabend als Mamertiner, Söhne des Mars, bezeichnenden Landsknechte richteten sowohl an Karthago als auch an Rom ein Hilfegesuch. Sie gaben damit den Startschuss für das historische Ringen zwischen Rom und Karthago, das die antike Welt mehr als 100 Jahre in Atem hielt. Denn beide sahen sich genötigt, Truppen zu entsenden: Die Römer befürchteten, dass bei einem Erfolg Syrakus' über die Mamertiner die unteritalischen Griechenstädte zu neuem Selbstbewusstsein finden und gegen die römische Vorherrschaft aufbegehren könnten. Karthago seinerseits war zunächst vor allem bemüht, das Vormachtstreben der Tyrannen von Syrakus zu bremsen, sah dann aber durch die römische Intervention seine eigenen Interessen auf Sizilien ernsthaft gefährdet.

Der Krieg entbrannte zwar auf und vor Sizilien, in Wirklichkeit ging es aber um die Vorherrschaft im westlichen Mittelmeer. Und da für beide Seiten der Bestand ihrer Macht auf dem Spiel stand, entbrannte ein langwieriger und verlustreicher Kampf, ein Kräftemessen mit wechselseitigem Erfolg und überraschenden Wendungen. So waren die Römer erfahren im Kampf zu Lande, doch den Rammsporen der punischen Galeeren hatten sie zunächst wenig entgegenzusetzen.

Umso überraschender war der Sieg Roms über die karthagische Flotte bei Mylae 260 v. Chr. Die Ingenieure der Tiberstadt zeichneten sich jedoch schon damals durch große Lernfähigkeit und Pragmatismus aus. Eine vor der Küste Siziliens


AKG IMAGES / JEAN-LOUIS NOU

Der »Sarkophag einer Priesterin« aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. bezeugt den kosmopolitischen Charakter Karthagos: Kopf- und Halsschmuck sind ägyptisch, das Gewand griechisch.

gestrandete punische Triere diente laut Polybios (etwa 200–120 v. Chr.) als Modell für die römischen Schiffe. Ein solches Fahrzeug entdeckte 1970 der britische Meeresarchäologe Hugh Frost vor der sizilianischen Küste (in der Karte S. 64 zwischen Selinus und Motye). Bei der Bergung des Wracks entdeckte er, dass die Planken durchnummeriert waren, was auf eine Serienproduktion mit vorfabrizierten Teilen hindeutet. Karthago vermochte dadurch seinen Flottenbestand schnell aufzubauen, aber Rom hielt nun einen kompletten Konstruktionsplan in der Hand, der den Nachbau ungemein erleichterte. Auch wie die Punier ihr Holz bearbeiteten und mit Zapfen zusammenfügten, fanden die Gegner anhand der Anschauungsobjekte heraus.

Doch die Römer übernahmen nicht nur fremdes Wissen, sie erwiesen sich darüber hinaus als innovative Baumeister und statteten ihre Schiffe mit acht Meter langen Enterbrücken aus. Polybios beschrieb detailliert ihre Funktion: An einem Mast hochgezogen, konnten sie mit einer Seilvorrichtung katapultartig auf ein feindliches Schiff geschleudert werden. Dort bohrte sich ein eiserner Dorn in die Planken, der einem Rabenschnabel glich (deshalb die Bezeichnung »corvus«, lateinisch für Rabe). Nun stürmten die Legionäre das Schiff und führten den bewährten Kampf Mann gegen Mann. Das war ein Bruch mit der traditionellen Seekriegsstrategie »Rammen, Abrasieren der Ruderstangen und Versenken durch Feuerbrände«. An Bord der karthagischen Galeeren gab es kaum bewaffnete Kräfte, so dass die Römer bei Mylae obsiegten. Doch kriegsentscheidend war diese Entwicklung nicht, denn die schweren Enterbrücken hatten einen entscheidenden Nachteil: Bei unruhiger See rissen sie sich aus ihrer Verankerung und besiegelten ein ums andere Mal das Schicksal ganzer Flotten.

So kämpften Römer und Karthager 23 Jahre lang zu Lande und zu Wasser. Dank ihrer immensen Wehrkraft hatten die Römer am Ende den längeren Atem. Durch die Kontingente ihrer Bundesgenossen besaßen sie ein größeres Rekrutierungspotenzial für militärisch einsatzfähige Menschen als Karthago, das seine Verluste immer stärker mit Söldnern ausgleichen musste. Diese waren zudem teuer und nur begrenzt zuverlässig, während die römisch-italische Miliz billig, diszipliniert und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, treu war.

Rom ging aus dem 1. Punischen Krieg als Sieger hervor, weil es seine Verluste an Mensch und Material schneller auszugleichen vermochte. Kineas, der Minister des epirotischen Königs Pyrrhos, verglich Rom mit einer Hydra, der drei Köpfe nachwuchsen, wenn man ihr einen abschlug. Karthago musste 241 v. Chr. aufgeben. Die Bedingungen der Sieger waren demütigend. In den nach dem erfolgreichen Feldherrn benannten Lutatius-Vertrag trat es Sizilien an Rom ab und verpflichtete sich zu Reparationen von fast 95 Tonnen Silber. Damit war der Kampf um die Vorherrschaft über das westliche Mittelmeer vorerst beendet.

»Mit dem Verlust Siziliens, dem geostrategischen Brückenkopf zwischen Europa und Afrika, hatten sich die Gewichte im westlichen Mittelmeerraum zu Gunsten Roms verschoben«, so das Resümee des Althistorikers Dexter Hoyos von der University of Sydney zur Situation am Ende des 1. Punischen Kriegs. Schonungslos nutzten die Sieger Karthagos Schwäche aus und annektierten 238 v. Chr. Sardinien. Die Empörung über diese rücksichtslose Politik führte in Karthago zu einem Kurswechsel. Militärs gewannen jetzt die Oberhand. Allen voran der Familienklan der Barkiden, an ihrer Spitze Hamilkar mit dem Beinamen Barkas, »der Blitz«, der von Rom im Feld unbesiegte General. An der Spitze seines Heers schiffte er sich im Frühjahr 237 v. Chr. zusammen mit seinem Schwiegersohn Hasdrubal und seinem ältesten Sohn Hannibal nach Spanien ein. Vorrangiges Ziel seiner Mission war die Schaffung einer neuen territorialen und materiellen Machtbasis. »Die Iberische Halbinsel bot beides, reiche Silberbergwerke und ein weites Land außerhalb des römischen Interessengebiets«, so der Potsdamer Althistoriker Pedro Barceló in einem 2011 publizierten Aufsatz.

Legendärer Überfall mit Elefanten

Dank ihrer selbstbewussten Politik gelang es den Barkiden, Karthagos Einflussbereich in Spanien kontinuierlich auszubauen. Zum Zentrum ihrer Macht avancierte das »Neue Karthago« (lateinisch Carthago Nova), das heutige Cartagena. Wohlstand ermöglichte eine rasche Wiederaufrüstung, und innerhalb weniger Jahre war Roms Kontrahent genesen. Das Wetterleuchten des Kriegs kam näher, seit Hannibal, ein ebenso energischer wie genialer Feldherr, 221 v. Chr. den Oberbefehl über die karthagischen Truppen in Spanien übernommen hatte. Beherzt trat er den Feinden entgegen, die die karthagische Herrschaft in Spanien regional zu begrenzen trachteten. Mit seinem Überfall auf die mit Rom verbündete Stadt Saguntum löste Hannibal den 2. Punischen Krieg (218–201 v. Chr.) aus.

Der »denkwürdigste aller Kriege«, so der römische Historiker Titus Livius (59 v. Chr.–17 n. Chr.), begann mit einem Paukenschlag. In nur 15 Tagen überschritt ein 34 000 Mann starkes Heer mit Zugtieren, Pferden und Elefanten die Alpen und erschien für die Römer völlig überraschend in der Poebene. Hannibal hatte aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt und den Krieg nach Italien getragen. Trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit blieb er in mehreren Schlachten Sieger.

Bei Cannae brachte Hannibal seinem Gegner im Jahr 216 v. Chr. schließlich eine empfindliche Niederlage bei, die für die Römer zum nationalen Trauma wurde. Einige Militärhistoriker meinen, dass vor allem die numidischen Reiter den entscheidenden Vorteil brachten, denn auf ihren gedrungenen Pferden konnten sie äußerst wendig agieren und die römischen Legionen in die Zange nehmen. Die Elefanten hingegen werden heute nicht mehr als schlachtentscheidend angesehen.

Hannibals taktischer Fehler

70 000 römische Soldaten fanden den Tod – die Legionen waren vernichtet, Rom stand wehrlos da. Doch statt die Hauptstadt des Gegners einzunehmen, führte der Punier sein Heer nach Kampanien, um Roms Bundesgenossen auf seine Seite zu bringen. »Zu siegen verstehst du, Hannibal, den Sieg auszunutzen verstehst du nicht«, soll sein Reiterführer Maharbal laut Livius ausgerufen haben. Doch das dürfte wohl Propaganda sein. Tatsächlich gilt heute als wahrscheinlicher, dass Hannibal niemals vorhatte, Rom zu erobern, so die These des Münsteraner Althistorikers Klaus Zimmermann. Denn dafür fehlten ihm die notwendigen Belagerungsmaschinen und logistischen Mittel. Aus den Erfahrungen des 1. Punischen Kriegs hatte er zudem richtig erkannt, dass Roms Macht auf einem Bündnissystem beruhte. Es war aber ein fataler Irrtum zu glauben, dass er es nun aushebeln könnte.

Den Römern verschaffte diese Strategie Zeit, ihr Heer zu reformieren. Die Legionen wurden in kleinere operative Einheiten (manipulus) unterteilt, die selbstständiger agieren konnten. Die Römer vermieden in der Folgezeit größere Kampfhandlungen und igelten sich auf befestigten Plätzen ein. Während Hannibal kaum Nachschub erhielt und Verluste nur schwer ausgleichen konnte, trieben die Römer den Krieg wieder aus Italien hinaus: Der Konsul Publius Cornelius Scipio drängte die Punier ab 210 v. Chr. in Spanien zurück, sechs Jahre später landete er in Nordafrika. Hannibal war gezwungen, Italien zu verlassen. In der Schlacht bei Zama, unweit des heutigen Sidi Jussef, verließ ihn 202 v. Chr. endgültig sein Feldherrnglück. Dank der Beweglichkeit der reorganisierten Legionen konnte Scipio das karthagische Heer schlagen.

Die Friedensbedingungen, die er den Puniern diktierte, waren hart: Verzicht auf alle außerafrikanischen Besitzungen, 10 000 Talente (430 Tonnen Silber) Reparationen und – im Kriegsfall Waffenhilfe für Rom. Ferner durften sie außerhalb Afrikas überhaupt nicht, in Afrika nur mit Zustimmung Roms Krieg führen. Karthago war keine souveräne Großmacht mehr. Um seinen Stolz und seine Macht endgültig zu brechen, ließen die Römer die punische Flotte überdies in Flammen aufgehen.


SCALA FLORENZ / DE AGOSTINI PICTURE LIBRARY

Dieser Brustpanzer aus dem 4. oder 3. Jahrhundert v. Chr. schmückte vermutlich einst einen Offizier in karthagischen Diensten. Hergestellt wurde die prachtvolle Rüstung in Unteritalien.

Doch einigen Hardlinern ging das noch nicht weit genug, sie fürchteten ein Wiedererstarken der Stadt. Nicht ganz zu Unrecht, ist der eingangs geschilderte Kriegshafen doch den archäologischen Befunden zufolge erst nach dem 2. Punischen Krieg gebaut worden. Vor allem der wortgewaltige Cato plädierte im Senat für die vollständige Vernichtung.

Ceterum censeo …

Als Mitglied einer römischen Gesandtschaft, die 153 v. Chr. zur Schlichtung karthagisch-numidischer Streitigkeiten in Karthago weilte, konnte er sich mit eigenen Augen von ihrer Wehrfähigkeit überzeugen. Fortan schloss er jede Rede, zu welchem Thema auch immer, mit dem sprichwörtlich gewordenen Diktum: »Ceterum censeo Carthaginem esse delendam« (Im Übrigen bin ich der Meinung, dass Karthago zerstört werden muss). Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, holte er Plutarch zufolge besonders große, frische afrikanische Feigen unter seiner Toga hervor – Symbol für die ungebrochene wirtschaftliche Potenz des Gegners, der »nur drei Tage Seefahrt von Rom entfernt ist«.

Am Ende ging Catos Rechnung auf, 150 v. Chr. erklärte Rom Karthago den Krieg. Den Vorwand hierzu hatten die Punier selbst geliefert, als sie trotz des Verbots, in Afrika Krieg zu führen, eine militärische Offensive gegen den Numiderkönig Massinissa starteten, einen Günstling Roms. Sie handelten zwar in Notwehr, verstießen damit aber gegen den Friedensvertrag von 201 v. Chr.

Der Krieg verlief zunächst sehr schleppend. Zwei Jahre lang rannten die römischen Belagerer vergebens gegen das karthagische Bollwerk an. Erst mit Scipio wendete sich das Blatt. Zunächst stellte er die Disziplin der Truppen wieder her. Zur Landseite ließ er dann die Stadt durch eine doppelte Befestigung abriegeln, ferner die Hafeneinfahrt durch einen Steindamm sperren, eine eilig aufgestellte Flotte der Karthager ausschalten und schließlich den Außenkai des Handelshafens besetzen. Dann wandte sich Scipio gegen die letzten Stützpunkte der Karthager im Landesinneren. Im Frühjahr 146 v. Chr. setzten seine Truppen zum entscheidenden Sturm an.

Die Katastrophe von Cannae und die langjährige Anwesenheit eines feindlichen Heers im eigenen Land hatten die Römer traumatisiert. Eine aus heutiger Sicht irrationale Angst vor einer Wiederholung der Geschichte besiegelte den Untergang Karthagos. Der Rauch über den Trümmern hatte sich noch nicht verzogen, da begannen die Römer bereits an einer Legende zu stricken. Um den politischen Gegner vor der Nachwelt ins Unrecht zu setzen, scheuten sie sich nicht, die Handelsmetropole an der Nordküste Afrikas als Reich des Bösen darzustellen. Habgierig, hinterhältig, vor allem aber treulos seien die Karthager gewesen, so notierten die Geschichtsschreiber. »Poeni foedifragi«, die »vertragsbrüchigen Punier«, war dem Regensburger Althistoriker Gerhard Waldherr zufolge ein geläufiges Schimpfwort. Ihr größter Frevel aber sei laut Diodor von Sizilien, dass sie ihre Kinder am Tophet, dem »Platz der Verbrennung«, dem Gott Baal Hammon und dessen Stellvertreterin, der Fruchtbarkeitsgöttin Tanit, zu opfern pflegten.

Auch heute halten einige Wissenschaftler diesen grausigen Brauch für möglich, mythisch begründet in der Selbstverbrennung der Dido. Denn amerikanische Archäologen entdeckten in den 1970er Jahren unter Votivstelen tatsächlich Bestattungsgefäße mit verkohlten Kinderknochen. Zwischen 400 und 200 v. Chr. wurden am Tophet etwa 20 000 Heranwachsende beigesetzt. Doch ist dies schon ein Beweis für Menschenopfer? Der tunesische Archäologe Fethi Chelbi sieht darin eher das Resultat einer hohen Kindersterblichkeit. Denn die Analyse der Asche aus den Urnen ergab, dass auch Föten und Totgeburten dort bestattet wurden, ebenso Lämmer und Zicklein – tierische Ersatzopfer, die man an Stelle der Allerliebsten zu opfern pflegte.

Eine wachsende Zahl von Forschern geht heute davon aus, dass Tophets heilige Bezirke waren, deren Kult möglicherweise den Gefahren von Schwangerschaft oder Kindheit galt. Dann wären die Gräuelgeschichten lediglich Ausdruck eines Unvermögens: Weder Griechen noch Römer verstanden, wie ihre in weltlichen Dingen so erfolgreichen Konkurrenten mit der Trauer um ein verstorbenes Kind umgingen. ~

QUELLEN

Hoyos, D.: The Carthaginians. Routledge, New York 2010
Zimmermann, K.: Karthago – Aufstieg und Fall einer Großmacht. Konrad Theiss, Stuttgart 2010

IMPRESSUM



Artikelnachweise: Brudermord und Fremdherrschaft; Stolze Burgen für stolze Büger; Das Volk des Spechtes SdW 3/2014 · Wer waren die Etrusker? SdW 7/2014 · »Wie Frösche um einen Teich« SdW 1/2008 · Verteidigung im Vorfeld epoc 2/2010 · Karthago: Das antike Reich des Bösen? SdW 12/2004 · Brückenkopf Pantelleria Abenteuer Archäologie 2/2005

Chefredakteur: Prof. Dr. phil. Dipl.-Phys. Carsten Könneker M.A. (v.i.S.d.P.)
Redaktionsleiter: Dr. Gerhard Trageser (Sonderhefte), Dr. Hartwig Hanser (Monatshefte)
Redaktion: Mike Beckers, Thilo Körkel, Dr. Klaus-Dieter Linsmeier, Dr. Christoph Pöppe (Online-Koordinator), Dr. Frank Schubert, Dr. Adelheid Stahnke, Antje Findeklee (Bild des Monats); E-Mail: redaktion@spektrum.com
Ständiger Mitarbeiter: Dr. Michael Springer
Art Direction: Karsten Kramarczik
Layout dieses Hefts: Anke Heinzelmann
Schlussredaktion: Christina Meyberg (Ltg.), Sigrid Spies, Katharina Werle
Bildredaktion: Alice Krüßmann (Ltg.), Anke Lingg, Gabriela Rabe
Referentin des Chefredakteurs: Kirsten Baumbusch
Redaktionsassistenz: Barbara Kuhn
Redaktionsanschrift: Postfach 10 48 40, 69038 Heidelberg, Tel. 06221 9126-711, Fax 06221 9126-729
Verlag: Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH, Postfach 10 48 40, 69038 Heidelberg; Hausanschrift: Slevogtstraße 3–5, 69126 Heidelberg, Tel. 06221 9126-600, Fax 06221 9126-751; Amtsgericht Mannheim, HRB 338114
Geschäftsleitung: Markus Bossle, Thomas Bleck
Herstellung: Natalie Schäfer
Marketing: Annette Baumbusch (Ltg.), Tel. 06221 9126-741, E-Mail: service@spektrum.com
Einzelverkauf: Anke Walter (Ltg.), Tel. 06221 9126-744
Leser- und Bestellservice: Helga Emmerich, Sabine Häusser, Ute Park, Tel. 06221 9126-743, E-Mail: service@spektrum.com
Vertrieb und Abonnementverwaltung: Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH, c/o ZENIT Pressevertrieb GmbH, Postfach 81 06 80, 70523 Stuttgart, Tel. 0711 7252-192, Fax 0711 7252-366, E-Mail: spektrum@zenit-presse.de, Vertretungsberechtigter: Uwe Bronn

Die Spektrum der Wissenschaft Verlagsgesellschaft mbH ist Kooperationspartner der Nationales Institut für Wissenschaftskommunikation gGmbH (NaWik). Das NaWik ist ein Institut der Klaus Tschira Stiftung gGmbH und des Karlsruher Instituts für Technologie. Wissenschaftlicher Direktor des NaWik ist Spektrum-Chefredakteur Prof. Dr. Carsten Könneker.

Bezugspreise: Einzelheft »Spezial«: € 8,90 / sFr. 17,40 / Österreich € 9,70 / Luxemburg € 10,– zzgl. Versandkosten. Im Abonnement € 29,60 für 4 Hefte, für Studenten gegen Studiennachweis € 25,60. Bei Versand ins Ausland werden die Mehrkosten berechnet. Alle Preise verstehen sich inkl. Umsatzsteuer. Zahlung sofort nach Rechnungserhalt. Postbank Stuttgart, IBAN: DE52600100700022706708, BIC: PBNKDEFF
Anzeigen: iq media marketing gmbh, Verlagsgruppe Handelsblatt GmbH; Bereichsleitung Anzeigen: Patrick Priesmann, Tel. 0211 887-2315, Fax 0211 887-97-2315; verantwortlich für Anzeigen: Annette Freistühler, Postfach 102663, 40017 Düsseldorf, Tel. 0211 887-1322
Druckunterlagen an: iq media marketing gmbh, Vermerk: Spektrum der Wissenschaft, Kasernenstraße 67, 40213 Düsseldorf, Tel. 0211 887-2387, Fax 0211 887-2686
Anzeigenpreise: Gültig ist die Preisliste Nr. 35 vom 1.1. 2014
Gesamtherstellung: L.N. Schaffrath Druckmedien GmbH & Co. KG, Marktweg 42–50, 47608 Geldern

ISSN 2195-3856 ISBN 978-3-943702-69-9

SCIENTIFIC AMERICAN
75 Varick Street, New York, NY 10013-1917
Editor in Chief: Mariette DiChristina, President: Steven Inchcoombe, Executive Vice President: Michael Florek, Vice President and Associate Publisher, Marketing and Business Development: Michael Voss

Brückenkopf Pantelleria

Auf der kleinen Insel zwischen Sizilien und Afrika tummeln sich heute Prominente. Doch einst rangen dort Karthager und Römer um die Vorherrschaft im Mittelmeer.

Von Thomas Schäfer und Klaus-Dieter Linsmeier

Wie wäre es, den Sommerurlaub gemeinsam mit Gerard Depardieu zu verbringen? Beim Espresso Madonna zu begegnen oder mit italienischen Abgeordneten einen guten Tropfen zu genießen? Auf Luxushotel und Sandstrand allerdings müssten Sie verzichten, denn die Schönen und Reichen dieser Welt lieben eine schroffe Vulkaninsel abseits des Pauschaltourismus: Pantelleria. Das Eiland in der Straße von Sizilien mit seiner beeindruckenden Steilküste steht unter Naturschutz, die wenigen Hotels stammen aus den 1970er Jahren. Mit anderen Worten: Pantelleria liegt im Abseits dieser Welt.

Das war nicht immer so, im Gegenteil. Benito Mussolini nannte die Insel einen unsinkbaren Flugzeugträger und ließ sie zur Festung ausbauen. Der Duce schätzte die Lage zwischen Sizilien und der afrikanischen Küste nicht anders als Jahrhunderte vor ihm die Strategen des Römischen Reichs, in dessen Tradition er sich so gern sah. Und ebenso wie Roms verhasste Rivalen, die Karthager.

Doch von deren Aktivitäten auf der Insel wussten Historiker bis vor wenigen Jahren nur so viel, wie einige wenige antike Schriftquellen überlieferten. Als Kossyra benennt zum Beispiel ein griechisches »Segelhandbuch« die Insel und gibt seine Entfernung zur afrikanischen Küste an. Denn ein sicherer Hafen in der Straße von Sizilien konnte Leben und Fracht retten. Die Inseln Malta, Gozo und eben auch Pantelleria boten sich als Zwischenstationen auf den Handelsrouten an.

AUF EINEN BLICK

SCHÄTZE AUS DER ZISTERNE

1 Zwischen **Sizilien und Karthago** gelegen war die Insel Pantelleria und ihr Hauptort Cossura während der Punischen Kriege heiß umkämpft. Auch die internen **Machtkämpfe der römischen Republik** hinterließen ihre Spuren.

2 Die moderne Bebauung lässt Archäologen wenig Spielraum, doch glücklicherweise liegt gerade der **Hügel der antiken Akropolis** heute wenig beachtet am Stadtrand.

3 Vor allem **einstige Zisternen**, die schon im Altertum mit nicht mehr Benötigtem verfüllt wurden, bergen **aufschlussreiche Funde**, seien es Architekturelemente oder gar Statuenteile.



PANTELLERIA-PROJEKT, UNIVERSITÄT TÜBINGEN; HÄUSER NACH: S. HELAS

Das römische Pantelleria erblühte nach den Punischen Kriegen. Oben: eine Computerdarstellung seiner Akropolis. Ein Tempel stand auf dem höchsten Punkt, das größere Gebäude hinter der Kuppe gehörte zum Forum der Stadt. Die Befestigungsmauer entstand wohl erst im 1. Jahrhundert v. Chr.

Im 11. Jahrhundert v. Chr. brachen die Phönizier von ihren Städten an der Levanteküste nach Westen auf. Ihr Interesse galt aber nicht der Gründung von Kolonien nach dem Muster der Griechen. Während diese von Landnot, Überbevölkerung und politischen Zwistigkeiten in die Fremde getrieben wurden, suchten die Phönizier vielmehr ihre Bedeutung als Handelsmacht zu stärken. Im Mittelmeerraum lockten vor allem Erzregionen. Zum Beispiel bot Zypern Kupfer, Italien Eisen, Spanien Silber. Um diese Interessen wahrzunehmen, erbauten die Seefahrer der Levante Handelsniederlassungen an den mediterranen Küsten.

Karthago war die große Ausnahme. An der afrikanischen Küste im 9. Jahrhundert v. Chr. gegründet, entwickelte es sich zum Machtzentrum, das seinerseits Städte und Handelsposten im westlichen Mittelmeerraum gründete. Den Römern galten seine Bürger, Punier genannt, als Erzfeinde. In drei furchtbaren Kriegen rangen beide Völker um die Vorherrschaft, bis die Tiberstadt obsiegte und Karthago in Trümmern lag.

PANTELLERIA-PROJEKT, UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Bei gutem Wetter liegt Pantelleria in Sichtweite der afrikanischen Küste, nur etwa 70 Kilometer entfernt. Kein Wunder also, dass die Insel für Wagemutige schon vor sechs Jahrtausenden auf der Suche nach Obsidian für Steinwerkzeuge erreichbar war. Im 2. Jahrtausend v. Chr. kamen die ersten Siedler, deren Megalithgräber Archäologen schon im 19. Jahrhundert auf das Eiland lockten. Doch dessen punische und römische Vergangenheit interessierte sie kaum. Welche Rolle spielte die Insel in dem Ringen dieser beiden antiken Supermächte? Seit dem Sommer 2000 geht Thomas Schäfer von der Universität Tübingen gemeinsam mit italienischen Kollegen wie Massimo Osanna von der Università degli Studi della Basilicata in Matera der Frage nach.

Im Hafen von Cossura, der größten Stadt Pantellerias, liegen immer noch steinerne Reste der punischen Mole. Doch wo vor mehr als 2000 Jahren geschäftiges Treiben herrschte, Händler und Handwerker wohnten, entziehen heute Asphalt und Beton die antiken Stätten dem Zugriff der Forscher. Am Stadtrand aber erhebt sich ein Hügel mit zwei Kuppen. Dort war nach allen Regeln des antiken Städtebaus die Akropolis zu erwarten: ein sakraler Bereich, ein Verwaltungszentrum, eine Burg, Wohnhäuser der Eliten. Eine der beiden Kuppen ist leider bebaut, doch der meerseitige Hügel liegt brach.

Schon eine erste Begehung bestätigte, dass Grabungen dort Erfolg haben würden. Der gesamte Hügel ist heute terrassiert und einigen der bis zu vier Meter hohen Stützmau-

Pantelleria liegt wie Malta und Gozo in der Straße von Sizilien (siehe Karte). Bei gutem Wetter ist von hier aus mit bloßem Auge die afrikanische Küste sichtbar. Cossura, heute die größte Stadt dort, war wohl die erste Siedlungsgründung der Karthager überhaupt. Sie diente ihnen als Zwischenstation auf dem Weg nach Sizilien. Auf dem Doppelhügel im Bildvordergrund (Foto oben) graben Archäologen die antike Akropolis aus – sofern dies die moderne Bebauung zulässt.



SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT / EMDE-GRAFIK


PANTELLERIA-PROJEKT, UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Frischwasser lieferten vor allem ovale Zisternen, die den Regen sammelten. Wurden sie nicht mehr gebraucht, entsorgte man darin Schutt – so auch dieses Fragment eines Stuckfrieses.

ern sahen die Forscher eine antike Vergangenheit direkt an. Mitunter starrten Bruchstücke von Säulen und Kapitellen aus den von Bauern angelegten, neuzeitlichen Mauern.

Bemerkenswert waren zahlreiche Zisternen aus antiker Zeit, einige so gut erhalten, dass sie noch heute als Wasserspeicher dienen. Süßwasserquellen gab und gibt es kaum auf Pantelleria, doch seine Bewohner wussten sich zu helfen. Sie schlugen Höhlen in den Fels oder vermauerten natürliche Felsspalten, verkleideten die Wände mit einem wasserfesten Putz und verschlossen die Zisternen mit einem Kragsteingewölbe. Im Längsschnitt erinnern sie an eine Flasche. Vergleichbare Wasserspeicher in Karthago und auf Sardinien belegen die punische Herkunft dieser Technik.

Auf der ganzen Insel findet man derartige Zeugnisse einer gut funktionierenden Wasserwirtschaft. Die Befüllung der Speicher erfolgte in der Antike auf dieselbe Weise wie vielerorts noch heute: über die Dächer der Gebäude. Auch deren Architektur verweist nach Afrika: Eine flache Kuppel deckt das würfelartige Dammuso. Von ihr fließen Regenwasser und Tau über Rinnen in die Zisternen. Berechnungen zufolge kommen bei einer typischen Grundfläche von fünf mal fünf Metern jährlich etwa 10 000 Liter Wasser zusammen – der Jahresbedarf von neun Menschen.

Antikes in der Zisterne

Die Antike liegt auf Pantelleria selten mehr als einen halben Meter tief unter der Erde. Zu Tage kamen bei ersten Grabungen die Strukturen eines Heiligtums – und noch mehr Zisternen. Mittlerweile sind es etwa 50, und einige waren einst durch Wasserkanäle untereinander verbunden. Der vergleichende Blick auf die Byrsa, den Wohnhügel von Karthago, zeigt, dass die Speicher dort unter Freiflächen oder Baustrukturen lagen. Auf der Akropolis von Pantelleria dürfte dies nicht anders gewesen sein. Das bedeutet allerdings, dass zumindest die punische Bebauung auf der Hügelspitze bis zum Niveau der Fußböden zerstört ist.

Dafür erwiesen sich die Zisternen als wahre Schatzkammern. Denn in ihnen steckte der Schutt von Jahrhunderten. Die größte befand sich auf dem Scheitel des Hügels; sie ist 5,60 Meter tief und fasste einst etwa 100 Kubikmeter. Sie auszuheben war Schwerarbeit, wurde aber reich belohnt. Unter anderem stießen die Archäologen auf Elemente einer offenbar monumentalen Architektur aus Trachyt, dem Gestein Pantellerias. Dazu zählten Säulentrommeln und zahlreiche Fragmente italisch-ionischer Kapitelle, die teilweise noch ihren farbigen Stucküberzug bewahrt hatten. Ein zentnerschwerer Block zeigte Reste eines Wasserspeiers in Form eines Löwenkopfes. All dies konnte inzwischen dem Hauptheiligtum Cossuras zugewiesen werden. Den Formen nach thronte es im 2. Jahrhundert v. Chr. auf dem Hügel, war also ein römischer, kein punischer Tempel.

Doch nichts währt ewig, zumindest die Akropolis wurde vermutlich im 3. Jahrhundert n. Chr. durch ein Erdbeben stark beschädigt und in der Folgezeit aufgegeben. Ihre Bewohner zogen in die Nähe des Hafens. Irgendwann lag das Heiligtum wohl in Trümmern und wurde schließlich in die offenbar ebenfalls sinnlos gewordenen Wasserspeicher entsorgt, um die frei werdende Fläche für die Landwirtschaft zu nutzen.

Nur wenige Meter unterhalb der Hügelspitze stießen die Archäologen auf erste Fundamente. Auf engstem Raum drängten sich dort einst mehrere Wohnhäuser. Und auch diese verweisen auf das afrikanische Festland: Fußböden aus einem roten, glatt gestrichenen Estrich, in den unregelmäßig weiße Mosaiksteinchen und andere Steinsplitter eingestreut waren, entsprechen einem Typus im Karthago des 3. und 2. Jahrhunderts v. Chr.

Westlich davon kam zudem eine 2,5 Meter breite Rampe zum Vorschein. Sie war in den Felsen eingeschnitten und, wo

Welche Gefahr drohte den Bewohnern Cossuras, dass sie offenbar in großer Eile eine Wehrmauer um die Akropolis errichteten? Die Mauer stand auf einer zur Küste führenden Straße, die damit ihre Funktion verlor. Die unbearbeiteten Flächen mancher Quader deuten zudem darauf hin, dass diese Steine schon einmal verbaut waren – normalerweise wendete man derart unschöne Partien nach innen.



PANTELLERIA-PROJEKT, UNIVERSITÄT TÜBINGEN

der Fels fehlte, durch Pflastersteine befestigt. Zur Glättung der Oberfläche hatten ihre Erbauer einen Belag aus fest gestapftem Lehm aufgebracht. Seitlich verlief ein sorgfältig eingehauener Kanal, der ursprünglich mit schwarzen Quadersteinen penibel abgedeckt war: Offensichtlich sollte kein Schmutz eindringen, es handelte sich also um einen Frischwasserkanal.

Sicherlich handelte es sich um ein Stück jenes Straßensystems, das einst die Akropolis mit dem Hafen verbunden haben musste (das Wegenetz ist inzwischen vollständig erschlossen). Natürlich haben die Baumeister damals nicht anders gedacht als ein Straßeningenieur heute – die direkte Verbindung ist die kürzeste, nur wo es zu steil wird, folgt man der Geländetopografie. Dieser Überlegung vertrauend spürten die Forscher die Trasse ein Stück tiefer wieder auf. Über eine Serpentine führte sie hinunter auf eine Terrasse am Westrand des Hügels.

Doch dort wartete eine Überraschung. Mitten auf der Straße erhob sich auf etwa 13 Meter Länge eine mehrere Meter hohe Mauer. Einige Quader zeigen Unebenheiten und Vorsprünge, die Steinmetze normalerweise nur auf den Innenseiten von Mauern stehen ließen (siehe Bild oben). Die Vermutung liegt nahe, dass dort Blöcke aus abgerissenen Gebäuden wieder verwendet worden waren. Diese Mauer schloss die Hügelspitze komplett ein. Auch die Fundamente von Türmen wurden ergraben.

Offenbar schien es den Bürgern Cossuras zu einer bestimmten Zeit geboten, die Akropolis durch ein Bollwerk gegen Angriffe zu schützen. Doch wer attackierte damals wen? Anhand von Keramikscherben und anderen Beifunden datierte Schäfer und sein Team den Mauerring zunächst in das 3. Jahrhundert v. Chr., also etwa die Zeit, in der das Heiligtum aufgegeben wurde. Das schien passend, denn damals tobte der 1. Punische Krieg, ausgelöst durch die Ansprüche Roms und Karthagos auf die Silbererzvorkommen in Südspanien. Im Jahr 255 v. Chr. war es den Puniern gelungen, nahe Karthago ein römisches Expeditionsheer einzuschließen. Zu seiner Rettung entsandte die Tiberstadt eine Flotte von 350 Schiffen. Vermutlich weil es einen guten Brückenkopf abgab, eroberten die Legionäre en passant auch Pantelleria. Für das Jahr 253 verzeichnen antike Quellen den Triumphzug der siegreichen Konsuln über die Insel.

Das Rätsel der Befestigungsmauer

Doch kaum waren die Römer wieder abgezogen, holten sich die Punier die Insel zurück. Erst der zweite Krieg sollte die Lage endgültig ändern. Karthagos Feldherr Hannibal hatte die römische Militärführung völlig überrascht, indem er seine Truppen über die Alpen nach Italien führte. Aber von der Niederlage bei Cannae erholten sich die Römer rasch. Noch während Hannibal in Italien nach Bündnispartnern suchte, wurde Sizilien zusammen mit Cossura um 217 v. Chr. römische Provinz. Ein besserer Brückenkopf gegen die Feindesstadt war kaum denkbar und so erhielt Pantelleria eine römische Garnison.

Wer also erbaute die große Befestigungsmauer: die Punier, um die römische Invasion abzuwehren, oder die Römer, die einer erneute Rückeroberung vorbeugen wollten? Oder gibt es eine dritte Möglichkeit?

Denn auch nach dem Krieg blieben die römischen Soldaten vor Ort. Zwar war Karthago besiegt, doch nicht geschlagen, wie Cato der Ältere eindringlich warnte. In keiner Senatssitzung vergaß der Hardliner die endgültige Zerstörung zu fordern: »Carthaginem esse delendam.« Im Jahre 146 v. Chr. ging sein Wunsch in Erfüllung. Rom erklärte unter einem Vorwand den 3. Punischen Krieg. Karthago wurde dem Erdboden gleichgemacht.



PANTELLERIA-PROJEKT, UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Anhand der ausgegrabenen Architekturelemente rekonstruierten die Tübinger Archäologen das Gebälk des Heiligtums auf der Akropolis. Es bestand aus Stuck und lief einst ganz um das Gebäude herum. Anhand der Reste blauer, roter und schwarzer Pigmente ließ sich die ursprüngliche Farbfassung ermitteln.

Der Bau der Verteidigungsanlage aber geht nach heutiger Kenntnis auf eine andere, dramatische und mit militärischer Gewalt ausgetragene Krise des Imperiums zurück: dem Ringen um die Macht nach der Ermordung des Diktators Gaius Julius Cäsar 44 v. Chr. Der Feldherr Sextus Pompeius (67–35 v. Chr.) leistete von Sizilien aus Widerstand gegen die »Caesarianer« und blockierte Italien mit seiner Flotte. Ähnliche Bollwerke ließ er auch auf Lipari und im sizilianischen Lilybaeum anlegen. Er unterlag nach wechselvollen Kämpfen, wurde gefangen genommen und ermordet.

Mit dem Aufstieg Octavians (63 v. Chr. – 14 n. Chr.), des Adoptivsohns Cäsar zum ersten Kaiser Augustus im Jahr 30 v. Chr. brach eine Zeit des Friedens im Reich an. Nun verlor die Festung auf Pantelleria ihre militärische Funktion. Die Bewohner bauten ihre Häuser direkt an die Mauern und nutzten diese als Rückwand. Aus dieser Zeit stammen die Fundamente eines typisch römischen Atriumhauses mit einem Innenhof, zu dem sich verschiedene Räume öffnen.

Die Senke zwischen Akropolis und der benachbarten Kuppe barg unter ihrer Krume einen großen Platz: das Forum Cossuras. Zunächst kamen Zugänge zu drei miteinander verbundenen Zisternen enormer Größe zum Vorschein – eine öffentliche Anlage. Inzwischen vollständig ausgegraben erweist sich das Forum als etwa 20 mal 35 Meter groß, eingefasst von einer Säulenhalle. Ehrenstatuen erhoben sich auf Postamenten, hinter der Säulenhalle lagen die Verwaltungsgebäude.

Statuen für den Kaiserkult

Zu jedem römischen Stadtbild gehörten auch Kaiserstatuen. Das Imperium ließ nämlich den Gemeinden viel Freiheit in der Selbstverwaltung, die Anbindung an Rom geschah in hohem Maß durch die Verehrung des Herrschers und seiner Familie, die in Form von Statuen allgegenwärtig waren. Die Nachfrage nach Bildnissen war demgemäß groß. Benötigte eine Stadt eine neue Skulptur, wurde sie in der Hauptstadt angefordert und nach Vorbildern gefertigt.

Die Identifizierung eines marmornen Männerkopfes, der 2003 in einer Zisterne geborgen wurde, überraschte die Forscher: Es handelte sich offenbar um Gaius Julius Cäsar (100–44 v. Chr.). Gemeinhin eröffnete erst Augustus den Reigen der Kaiser. Doch schon in der Antike diskutierten die Gelehrten, ob nicht auch sein Adoptivvater dazu zu rechnen sei. Jedenfalls war Cossura dieser Meinung! Die Anordnung von Stirn- sowie Schläfenhaar, eine leicht asymmetrische Schläfenpartie und andere Merkmale folgen dem Cäsarporträt des »Typus Tusculum«, der bereits zu seinen Lebzeiten aufgekommen war. Nach diesem Typus wurden noch 80 Jahre später Köpfe hergestellt, wie der Neufund aus Pantelleria beweist: Die Frisur des Nackenhaars und andere stilistische Merkmale entsprechen dem Zeitgeschmack der 40er Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr.

Ein weiterer, weiblicher Kopf aus derselben Zisterne erwies sich als Bildnis der Antonia minor, Nichte des Augustus sowie Mutter und Großmutter der späteren Kaiser Claudius und Caligula. Die hohe Qualität der Arbeit ist auch heute noch erkennbar. Bei ultraviolettem Licht zeigen sich sogar Reste der ursprünglichen Bemalung der Augen mit allen Wimpern (siehe Bild oben rechts).

Nur einen Monat später kam in einem benachbarten Wasserspeicher ein ebenso ausgezeichnet erhaltenes Bildnis des Kaisers Titus (39–81 n. Chr.) ans Licht. Es entspricht dem für den Regierungsantritt 79 n. Chr. entwickelten Typus. Im Un-



PANTELLERIA-PROJEKT, UNIVERSITÄT TÜBINGEN



PANTELLERIA-PROJEKT, UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Titus, Caesar, Antonia – drei Büsten aus einer sicher größeren Statuengruppe, wie sie zum Kaiserkult der römischen Städte gehörte. Dass die Büste der Antonia minor einst farbig gefasst war, offenbart das Ultraviolettlicht: Die Augenpartie lässt noch Spuren aufgemalter Wimpern erkennen.

terschied zu den anderen Porträts entstand dieser Kopf also noch zu Lebzeiten des Kaisers.

Alle Köpfe haben unter dem Hals einen Zapfen, um sie in Statuen einzusetzen. In der Nähe des Fundorts dürfte sich einst ein Raum für den Kaiserkult befunden haben – die marmornen Köpfe gehörten zu einer Figurengruppe. In den Zisternen fanden sich überdies Hände, Arme und Beine aus Marmor. Nach archäometrischen Untersuchungen besteht Cäsar aus Carraramarmor, Antonia und Titus aus der besonders wertvollen Sorte aus Paros. Allerdings ist der unmittelbar anpassende Hinterkopf der Antonia aus Carraramarmor gefertigt worden, und auch die übrigen Körperfragmente bestehen aus diversen Sorten. Erstmalig können die Forscher zeigen, dass römische Steinmetze offenbar selbst kleine Brocken verwerteten, statt sie als Abfall zu entsorgen.

Akribische Detektivarbeit

Und noch einen Fund verdankt sich den Zisternen: Vier kleine Bruchstücke einer Inschrift, die der Heidelberger Althistoriker Géza Alföldy (1935–2011) in akribischer Detektivarbeit durch den Vergleich mit bekannten Texten rekonstruiert hat. Es handelte sich um die Grabinschrift eines Bewohners von Cossura, der weit herumgekommen war und im Dienst des Imperiums hohes Ansehen erworben hatte: Nach der Offizierslaufbahn hatte ihn Kaiser Trajan (53–117 n. Chr.) auf Grund seiner Verdienste im Krieg gegen die Daker ausgezeichnet, dann war er für die Getreidelieferungen nach Rom im Hafen von Pozzuoli verantwortlich und bekleidete schließlich einen Posten in der Reichsverwaltung, vermutlich als Flottenpräfekt von Ägypten. Angesichts der wenigen Fragmente der Inschrift, erscheint diese Rekonstruktion als wahrhaft herkulische Leistung.

Die jüngsten Funde des Hügels von Cossura lassen sich auf das 6. Jahrhundert n. Chr. datieren. Dann bricht die Chronologie der Akropolis-Zisternen ab. Was war geschehen? Längst herrschte Weltuntergangsstimmung im Imperium. Das große Reich war in zwei Hälften gespalten, und fremde Völker berannten die Grenzen. Im Jahr 439 eroberten die Vandalen unter König Geiserich, über Spanien und Marokko kommend, das römische Karthago. Dabei fiel ihnen eine Flotte in die Hände, und sie setzten nach Sizilien und Italien über. Im Jahr 455 plünderten sie Rom (daher der Begriff »Vandalismus«). Auf ihrem Weg haben die Vandalen vermutlich die letzten Reste antiker Zivilisation auf Pantelleria ausgelöscht. Der Brückenkopf zwischen Afrika und Italien existierte nicht mehr.

Auch Benito Mussolini hatte kein Glück mit seinem Vorhaben. Sein »unsinkbarer Flugzeugträger« wurde 1943 von Briten und Amerikanern mit einem Bombenhagel belegt, Flugfeld und Stadt zerstört. Damit geriet die Insel schließlich ins Abseits der Weltgeschichte. Ihre Bewohner konnten sich auf das konzentrieren, was sie seit alters her machen: Kapern anbauen und köstlichen Wein keltern.

DIE AUTOREN





Thomas Schäfer (links) ist Professor für Klassische Archäologie an der Universität Tübingen und Grabungsleiter in Pantelleria. **Klaus-Dieter Linsmeier** ist Redakteur bei »Spektrum der Wissenschaft«.

QUELLE

Schäfer, T., Schmidt, K., Osanna, M. (Hg.): Cossyra I. Die Ergebnisse der Grabungen der Kampagnen 2000 bis 2011 auf der Akropolis von Pantelleria, Tübinger archäologische Forschungen 10. Leidorf, Rahden/Westfalen 2014


DREAMSTIME / NANISUB

Der lange Kampf in Spanien

200 Jahre benötigte Rom, um die Iberische Halbinsel vollständig zu unterwerfen und dem Reich einzugliedern. Insbesondere das Volk der Keltiberer leistete Widerstand und wurde erst nach drei schweren Kriegen bezwungen.

Von Josef Fischer



Die Keltiberer siedelten zunächst in kleinen, auf gut zu verteidigenden Anhöhen gelegenen Weilern. Ab dem 3. Jahrhundert v. Chr. erbauten sie stadtartige Siedlungen wie Numantia, das eine Hochburg des Widerstands gegen die Römer wurde. Das Foto zeigt die Rekonstruktion eines der dortigen Häuser.

Das römische Interesse an der Iberischen Halbinsel erwachte im Vorfeld des 2. Punischen Kriegs (218–201 v. Chr.) gegen Karthago. Denn der Erzfeind hatte sich auf der Pyrenäenhalbinsel festgesetzt und damit die an Rom verlorenen Gebiete auf Sizilien und Sardinien kompensiert. Als der punische Feldherr Hannibal die von Iberern bewohnte Stadt Saguntum angriff, nahm der römische Senat dies zum Anlass, Karthago erneut den Krieg zu erklären. Während Hannibal mit seinem Heer über die Pyrenäen und die Alpen nach Italien zog, landete eine Armee unter Gnaeus Cornelius Scipio im September 218 v. Chr. bei der griechischen Kolonie Emporion (heute Ampurias) an der spanischen Küste. Zwölf Jahre später waren die Punier von der Halbinsel vertrieben, doch die Legionäre blieben, denn es lockten reiche Silber- und Eisenvorkommen.

Nun aber begann ein 200 Jahre währendes Ringen gegen die kriegerischen Stämme, die im Hinterland siedelten: Iberer wie die Turdetani, die Carpetani oder die Bastetani, die eine nichtindogermanische Sprache sprachen, auch keltische Gruppen wie die Vettones oder die Astures sowie Stämme, deren Zuordnung noch nicht geklärt ist, wie die »Ahnen der Portugiesen«, die möglicherweise keltischen Lusitani. Als die hartnäckigsten Gegner erwiesen sich die keltiberischen Stämme, die in Zentralspanien – in der östlichen Meseta und im mittleren Ebrobecken – siedelten. Zu ihnen zählten etwa die Arevaci, die Belli, die Titti und die Lusones.

Die Bezeichnung Keltiberer war schon in der Antike gebräuchlich, da sie, wie der Historiker Appian im 2. Jahrhundert n. Chr. schrieb, aus einer Vermischung von eingewanderten Kelten mit bereits einheimischen Iberern entstanden seien. Das entspricht auch der heutigen Vorstellung, wobei linguistische, namenkundliche, archäologische und historische Analysen zeigen, dass der keltische Kulturanteil überwog. Wie Alberto-José Lorrio von der Universidad de Alicante betont, sind die Keltiberer aber zweifellos nicht als bloßes Konstrukt, sondern als eigenständige ethnische Gruppe zu betrachten, die im archäologischen Befund spätestens ab dem 6. Jahrhundert v. Chr. sichtbar wird.

Sich selbst begriffen sie allerdings – so wie die Bewohner Galliens auch – als Mitglieder unabhängiger Stämme. Dennoch gab es ein starkes verbindendes Element: die gemeinsame Sprache. Dabei handelte es sich um einen altkeltischen Dialekt mit Elementen, die in anderen keltischen Sprachen nicht auftauchen. Entsprechende Texte sind ab dem 2. Jahrhundert v. Chr. sowohl in der – seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. von den Iberern verwendeten und auf das phönizische Alphabet zurückgehenden – iberischen Schrift als auch im lateinischen Alphabet erhalten. Inzwischen umfasst das Konvolut gut 200 Grab-, Weihe- und Gedenkinschriften, Hersteller- und Besitzerangaben, Gastfreundschaftsurkunden sowie sonstige Verwaltungstexte.

Die Keltiberer lebten zunächst vor allem in kleinen Ansiedlungen auf gut zu verteidigenden Anhöhen (heute als »Castros« bezeichnet), manchmal durch Umfassungsmauern geschützt. Ihre Häuser waren rechteckig (siehe Bild S. 76/77) und verfügten meist über einen Vorraum, einen großen Wohnraum mit Herd sowie einen rückwärtigen Abstell- oder Vorratsraum. In der Spätphase dieser Kultur, also von Ende des 3. bis zum 1. Jahrhundert v. Chr., änderte sich die Lebenswelt grundlegend. Wie in rein keltischen Gebieten kamen stadtähnliche »Oppida« auf, die als politische Zentren ein größeres Territorium dominierten und in denen Münzen geprägt wurden. Nach 133 v. Chr. wandelten sich die Siedlungen erneut und ähnelten nun römischen Vorbildern. Ein weiteres Zeichen der kulturellen Angleichung waren die großen Landgüter, mit denen einheimische Aristokraten ihren Status zur Schau stellten. Außerhalb der Siedlungen lagen weitläufige Nekropolen, in denen die Toten verbrannt

AUF EINEN BLICK

DREI VERLUSTREICHE KRIEGE

1 Das Volk der Keltiberer entstand aus den in Spanien bereits ansässigen Iberern und den ab dem 8. Jahrhundert v. Chr. einwandernden Kelten. Sie bildeten keinen einheitlichen Staat, sondern **waren in unabhängige Stämme gegliedert**. Zu den heute bekanntesten zählen die Arevaci, Belli, Titti und Lusones.

2 Antiken Berichten zufolge verstanden sich die Keltiberer sowohl auf den Angriff zu Pferde als auch auf den Kampf Mann gegen Mann. **Die gefürchteten Krieger dienten schon in der Armee Hannibals**, später verlangte Rom von den besiegten Stämmen, Hilfstruppen aufzustellen.

3 Gemeinsam mit iberischen und keltischen Stämmen rebellierten die Keltiberer immer wieder gegen die Besatzer. **In drei »keltiberischen Kriegen« verschlissen sie ab 181 v. Chr. Roms beste Feldherren** und brachten seiner Armee empfindliche Verluste bei. Erst Publius Cornelius Scipio Aemilianus, unter dessen Oberbefehl zuvor Karthago endgültig besiegt worden war, gelang es 133 v. Chr., den letzten großen Aufruhr zu brechen.

Als Rom Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. Truppen entsandte, um die Karthager aus Spanien zu vertreiben und sich selbst dort Rohstoffvorkommen zu sichern, war die Halbinsel vor allem von Stämmen dreier Ethnien besiedelt: Kelten, Iberer und Keltiberer. Insbesondere Letztere und die Lusitani begehrten immer wieder gegen die Besatzer auf. Erst 19 v. Chr. war das Land befriedet und ganz Spanien Teil des Imperiums.

und mit reichem Schmuck, Waffen oder Werkzeugen sowie allerlei Speisen beigesetzt wurden.

Die archäologischen Funde verraten auch viel über die Lebensgrundlage der Keltiberer. Sie betrieben Ackerbau und züchteten Rinder, Schafe und Ziegen. Zudem verstanden sie sich auf die Salzgewinnung, die Keramikproduktion und – dank der reichen Bodenschätze Spaniens – auf das Verhütten von Erzen und das Verarbeiten der Metalle.

»Ceterum censeo ...«

Gegen eine Vorherrschaft der Römer regte sich bald Widerstand, der jedoch immer nur für kurze Zeit niedergerungen wurde. So erhoben sich beispielsweise in den Jahren 197/6 v. Chr. die iberischen Fürsten Culchas und Luxinius in Südspanien. Das Imperium entsandte daraufhin einen der berühmtesten Politiker seiner Zeit: Marcus Porcius Cato, der heute vor allem auf Grund der ihm zugeschriebenen Forderung, Karthago zu zerstören, in Erinnerung ist. Ihm gelang es, alle aufständischen Volksgruppen niederzuringen und darüber hinaus weitere Gebiete zu erobern. Doch noch im selben Jahr rebellierten die Lusitani, und im darauf folgenden erhoben sich die iberischen Stämme der Oretani und der Carpetani. Der Feldherr Lucius Aemilius Paullus besiegte sie zwar 186 v. Chr. in der Schlacht von Calagurris, dem heutigen Calahorra in Nordspanien, doch hielt die Waffenruhe gerade mal fünf Jahre.

Dann war es an den keltiberischen Lusones, Belli und Titti, Rom herauszufordern. Tiberius Sempronius Gracchus der Ältere, Mitglied der Führungsriege im Senat, erzwang 179 v. Chr. einen Friedensvertrag, der den Besiegten nicht nur regelmäßige Tributzahlungen, sondern auch die Entsendung von Hilfstruppen in Krisengebiete abverlangte. Nur mit den Arevaci schloss er einen Freundschaftsvertrag, der weit ge-



SPEKTRUM DER WISSENSCHAFT / EMDE-GRAFIK



In den Nekropolen keltiberischer Stämme entdecken Archäologen in Männergräbern oft Gewandspangen mit militärischen Motiven. Diese Darstellung eines Reiterkriegers bestätigt antike Berichte über die Kampftechnik der Keltiberer.

AKG IMAGES / ALBUM / ASF

hende Freiheiten gewährte – sie hatten sich in diesem »Ersten keltiberischen Krieg« neutral verhalten.

Aus Keltiberern rekrutierte Auxiliar-Einheiten waren für die römische Armee attraktiv, denn sie galten als hervorragende Kämpfer. Dem im 1. Jahrhundert v. Chr. lebenden griechischen Historiker Diodor zufolge trugen sie schwarze Wollmäntel, die ebenso wie ihre Schienbeingamaschen aus Ziegenhaar geflochten wurden. Zu ihrem Schutz besaßen sie verschiedene Arten von Schilden. Auf dem Kopf trugen sie Bronzehelme, »die mit purpurroten Büschen versehen sind. Die Schwerter, die sie führen, haben eine doppelte Schneide und sind aus vorzüglichem Eisen geschmiedet, dazu kommen noch spannenlange Dolche, deren sie sich im Nahkampf bedienen.«

Archäologen können solche Schilderungen bestätigen und ergänzen, nicht zuletzt anhand der entsprechenden Grabbeigaben. Dort kamen metallene Helme und Beinschienen, die Spitzen von Speeren und Lanzen sowie Dolche und Schwerter zum Vorschein. Die herausragende Qualität und Machart keltiberischen Schwerter, die auch besondere Prestigeobjekte darstellten, wurde in der Antike vielfach gepriesen. Deshalb übernahm das römische Heer seit dem 2. Punischen Krieg diese Waffe als »gladius hispaniensis«.

Für besonders erwähnenswert erachtete Diodor auch den spezifischen Kampfstil: »Haben sie im Reiterkampf gesiegt, dann springen sie von ihren Pferden, übernehmen die Aufgabe von Fußsoldaten und tragen bewundernswerte Gefechte aus.«

So nimmt es freilich auch nicht wunder, dass immer wieder lokale Aufstände aufflackerten, bis sich 154 v. Chr. die Lusitani und die Keltiberer gleichzeitig erhoben. Diese Auseinandersetzungen wurden auf beiden Seiten derart erbittert und unbarmherzig geführt, dass der griechische Geschichtsschreiber Polybios von einem »Krieg wie Feuer« sprach. Als

sogar die bisher neutralen Arevaci in diesem »Zweiten keltiberischen Krieg« (154–150 v. Chr.) gegen Rom rebellierten, entsandte der Senat den designierten Konsul Quintus Fulvius Nobilior an der Spitze einer 30 000 Mann starken Armee. Um ihm schnell seine volle Amtsgewalt zu verleihen – die beiden Konsuln waren die mächtigsten Männer der römischen Republik –, wurde sein Amtsantritt sogar vom 1. März auf den 1. Januar vorverlegt.

Zur ersten großen Kraftprobe kam es am 23. August 154 v. Chr., als die Legionäre nördlich der keltiberischen Stadt Numantia angegriffen wurden. Zahlreiche Römer fielen, und fortan galt dieses Datum als schwarzer Tag im römischen Kalender. Erst Nobiliors Nachfolger Marcus Claudius Marcellus gelang es, einen Frieden auszuhandeln, doch der ihn ablösende Lucius Licinius Lucullus brach aus Ruhmsucht und Habgier erneut einen Krieg vom Zaun und griff den Stamm der Vaccaei an. Sein beschämendes Verhalten bei der Eroberung der Stadt Cauca – er schloss zunächst einen Frieden, ließ dann aber fast alle Erwachsenen ermorden und verkaufte die Überlebenden in die Sklaverei – schadete den ohnehin schon schlechten Ruf der Römer in Spanien. Ebenso schändlich verhielt sich Servilius Sulpicius Galba, der Statthalter der Provinz »Hispania ulterior«, als er lusitanischen Unterhändlern in einen Hinterhalt lockte.

Roms neuer Angstgegner

Ein Mann, der diesem Massaker entkam, wurde zum größten Gegner Roms: der Lusitanier Viriatus. 147 v. Chr. stellte ein römisches Heer unter Caius Vetilius eine Falle. Vetilius, der als Prätor eines der höchsten Ämter des Imperiums innehatte, fand zusammen mit gut 4000 Soldaten den Tod. Auch der neue Statthalter von »Hispania ulterior«, Caius Plautius Hypsaeus, musste etliche Niederlagen hinnehmen. Noch schlimmer erging es seinem Nachfolger Claudius Unimanus, der 145 v. Chr. nicht nur fast seine gesamte Armee, sondern auch deren Feldzeichen verlor – für einen Römer eine kaum zu ertragende Schande.

Rom zog daraus die Konsequenzen und schickte abermals einen amtierenden Konsul, Quintus Fabius Maximus Aemilianus, dem es tatsächlich gelang, Viriatus empfindlich zu treffen. 140 v. Chr. gelang es diesem jedoch abermals, ein römisches Heer einzukesseln. Mit diesem Druckmittel handelte er einen Friedensvertrag aus, der den Römern freien Abzug zusicherte, Viriatus jedoch die von ihm besetzten Gebiete sowie den Ehrentitel eines Freundes des römischen Volkes zusprach. Zwar wurde dieser unrühmliche Vertrag zunächst vom Senat anerkannt, doch der nächste Statthalter der betreffenden Provinz, Quintus Servilius Caepio, setzte alle Hebel in Bewegung, ihn annullieren zu lassen. Er erhielt schließlich sogar freie Hand gegen Viriatus. Zwar errang er auch militärische Erfolge, doch den Durchbruch brachte die Bestechung von Vertrauten des Lusitaniers – Viriatus wurde im Schlaf ermordet.

Doch damit kehrte keineswegs Ruhe ein, denn Viriatus hatte längst die keltiberischen Stämme der Arevaci, Titti und Belli angestiftet, sich wieder gegen die Besatzer zu erheben, und ihre Revolte löste einen Flächenbrand aus: den »Dritten keltiberischen Krieg« (143–133 v. Chr.). Wieder schickte Rom einen Konsul: Quintus Caecilius Metellus Macedonicus. Doch weder ihm noch seinen Nachfolgern gelang es, Numantia, die Hauptstadt der Arevaci und Hochburg des Aufstands, einzunehmen. Der Feldherr Caius Hostilius Mancinus musste sogar kapitulieren und einen schmählichen Friedensschluss eingehen. Der wurde von Rom nicht nur abgelehnt – der in Ungnade gefallene Kommandeur wurde sogar zur Strafe den Numantinern ausgeliefert.

Schließlich gelang Publius Cornelius Scipio Aemilianus der entscheidende Schlag gegen die Aufständischen. Bereits 167 v. Chr. hatte er sein strategisches Können im Kampf gegen den Makedonenkönig Perseus bewiesen, 146 v. Chr. bezwang er als Oberbefehlshaber Karthago. Geschickt wich er nun jeder offenen Feldschlacht aus und belagerte Numantia stattdessen, bis es 133 v. Chr. kapitulierte. Darüber berichtete Appian (Zitat gekürzt): »Sie hatten weder mehr Getreide noch Vieh noch Gras und begannen an gekochten Tierhäuten zu lecken. Als nun auch diese ihnen ausgingen, kochten und verzehrten sie menschliche Körper, zuerst solche von Verstorbenen, darauf das Fleisch Kranker, und die Stärkeren legten Hand an die Schwächeren. Das Fressen verrohte ihre Sinne, und Hunger, Seuche, langes Haar und die Länge der Zeit machte ihre Körper denen wilder Tiere ähnlich. In solcher Verfassung ergaben sie sich Scipio. Der befahl ihnen, noch am gleichen Tag die Waffen an einen von ihm bestimmten Platz zu bringen und tags darauf sich anderswo einzufinden. Doch die Numantiner ließen den Tag mit der Erklärung verstreichen, dass noch viele an ihrer Freiheit hingen und sich das Leben nehmen wollten. Deshalb erbaten sie sich den Tag, um sich für den Tod bereit zu machen. Denn obwohl sie im Frieden nur etwa 8000 Wehrfähige zählten, wie viele furchtbare Schläge versetzten sie den Römern!«

Die römische Herrschaft war von nun an nicht mehr gefährdet, gelegentlichen lokalen Aufständen zum Trotz. Erst unter Kaiser Augustus war die Eroberung der Iberischen Halbinsel abgeschlossen, als um das Jahr 19 v. Chr. die letzten nichtrömischen Gebiete im Norden Spaniens dem Imperium Romanum einverleibt wurden.

DER AUTOR

Josef Fischer ist Althistoriker und unterrichtet an der Universität Salzburg.

QUELLEN

Lorrio, A.-J.: Los Celtíberos, Universidad de Alicante 1997, http://rua.ua.es/dspace/bitstream/10045/19629/6/2.pdf

Luik, M.: Der schwierige Weg zur Weltmacht. Roms Eroberung der Iberischen Halbinsel 218 – 19 v. Chr. Philipp von Zabern, Mainz 2005

Simon, H.: Roms Kriege in Spanien 154 – 133 v. Chr. Vittorio Klostermann, Frankfurt 1962



DREAMSTIME / KATE DUFFELL

Schrift und Sprache

Werbung schreit in großen Lettern von Plakatwänden, Zeitungen und Newsletter informieren uns über das aktuelle Weltgeschehen, Bücher in gedruckter oder elektronischer Form bieten mal geballtes Wissen, mal gute Unterhaltung, und wo wir gehen und stehen sind wir per Textnachricht erreichbar. Dabei mag der Blick dafür verloren gehen, wie einzigartig die menschliche Sprache ist und welch außerordentliche Kulturleistung die Erfindung der Schrift bedeutete. In unserer nächsten Ausgabe begleiten wir Archäologen, Historiker und Linguisten daher auf ihrer Reise zu den Ursprüngen aller Kommunikation.

Tönerne Archive

Die Keilschrift Mesopotamiens war das erste Schriftsystem der Menschheit und im alten Orient über Jahrtausende hinweg in Gebrauch. Allerdings diente sie nicht der allgemeinen Verständigung, sondern war gut ausgebildeten Eliten vorbehalten. Inzwischen vermögen Forscher die erhaltenen Texte nicht nur zu lesen – sie können sogar den Klang der Worte rekonstruieren.

Neolithische Revolution

Zwar werden heute Tausende von Sprachen gesprochen, die meisten gehören jedoch zu nur fünf großen Familien wie dem Indoeuropäischen. Hat dieses Phänomen seinen Ursprung in der Jungsteinzeit, wie manche Prähistoriker vermuten? Vieles spricht dafür, dass die ersten Bauern nicht nur Ackerbau und Viehzucht in die Welt hinaustrugen, sondern auch ihre jeweilige Sprache. Doch die Entwicklung der »Big Five« verlief wohl noch weit komplizierter.

Viele Wörter für Schnee

Alle Menschen denken und sprechen, doch wie hängt das eine mit dem anderen zusammen? Wenn die Inuit dutzende Wörter für Schnee kennen, leben sie dann in einer anderen Welt als der Leser dieser Zeilen? Gerade die Sprachen von Jäger- und Sammlervölkern zeigen Forschern, dass die Art und Weise, wie Menschen ihre Umwelt wahrnehmen und in Worte fassen, überraschend variabel ist.